

Rene Pfeilschifter
Der Kaiser und Konstantinopel

Millennium-Studien

zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr.

Millennium Studies

in the culture and history of the first millennium C.E.

Herausgegeben von / Edited by

Wolfram Brandes, Alexander Demandt, Helmut Krasser,
Hartmut Leppin, Peter von Möllendorff, Karla Pollmann

Band 44

De Gruyter

Der Kaiser und Konstantinopel

Kommunikation und Konfliktaustrag
in einer spätantiken Metropole

von

Rene Pfeilschifter

De Gruyter

Gedruckt mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung

Diese Publikation wurde im Rahmen des an der Bayerischen Staatsbibliothek durchgeführten und durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Vorhabens 16TOA021 – *Reihentransformation für die Altertumswissenschaften* („*Millennium Studien*“) mit Mitteln des DFG-geförderten Projekts *Fachinformationsdienst Altertumswissenschaften – Propylaeum* im Open Access bereitgestellt.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

ISBN 978-3-11-026590-3

e-ISBN 978-3-11-026688-7

ISSN 1862-1139

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☉ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Kasperl und Seppel aßen Pflaumenkuchen mit Schlagsahne, bis sie Bauchweh bekamen,
und sie waren so glücklich, daß sie mit keinem Menschen getauscht hätten,
selbst mit dem Kaiser von Konstantinopel nicht.

Otfried Preußler, Der Räuber Hotzenplotz. Eine Kasperlgeschichte,
Stuttgart 1977²⁷ (Ndr. von 1962), S. 124.

Vorwort

Dieses Buch verdankt sich zwei Kontinenten, drei Städten, einer Institution und einer Reihe von Personen. Konzipiert habe ich es im Herbst 2005 in Dresden, für einen Antrag bei der Alexander von Humboldt-Stiftung. Die Bewilligung eines Feodor Lynen-Stipendiums hat mir gestattet, mich zwei Jahre lang dem Kaiser und Konstantinopel zu widmen, fern von Aufgaben in Lehre und Verwaltung. Mein Aufenthalt an der Pennsylvania State University in State College wurde durch die *unfailing friendship* meines Gastgebers Garrett G. Fagan auch außerhalb des Büros zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Zurück in Dresden, habe ich das halbfertige Manuskript in weiteren zwei Jahren vollendet, im Wintersemester 2010/11 wurde es von der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden als Habilitationsschrift angenommen.

Martin Jehne, Matthias Klinghardt und Mischa Meier haben die Arbeit als Gutachter im Habilitationsverfahren gelesen, Hartmut Leppin als zuständiger Herausgeber der Millennium-Studien. Ihre Anregungen und ihre Kritik sind dem Buch wesentlich zugute gekommen. Das gleiche gilt für die Hinweise von Christoph Lundgreen und Johannes Wienand, die Teile gelesen haben.

In Würzburg habe ich das Buch überarbeitet und leicht erweitert. Ein zweites Mal hat die Alexander von Humboldt-Stiftung das Unternehmen befördert, durch die Gewährung eines Druckkostenzuschusses. Der Verlag Walter de Gruyter, für mich vor allem verkörpert in Katrin Hofmann und Maria Erge, hat die letzten Etappen der Buchwerdung souverän betreut. Meine studentische Mitarbeiterin Theresia Raum schließlich hat die Fahnen mitgelesen, zudem hat sie das Stellenregister sowie das Personen- und Ortsregister mit sicherer Hand erstellt. All den Genannten gilt mein herzlicher Dank, für ihre Unterstützung, für ihre Ratschläge, für ihre Förderung.

Martin Jehne ist eines tiefen Interesses an der Spätantike ganz unverdächtig. Durch sein beständiges Fragen nach der Lagerung von gesellschaftlicher Macht hat er das Buch dennoch geprägt. Durch seinen freien Geist aber ist er mir über die Jahre vom Chef zum Freund geworden.

Würzburg, am 22. Juli 2013

Rene Pfeilschifter

Inhalt

Abkürzungen	XIII
Liste der Kaiser in Konstantinopel	XV
Einleitung: die spätrömische Monarchie als Akzeptanzsystem	1
Legitimität und Akzeptanz	2
Usurpation und Hauptstadtbindung im Prinzipat	9
Mehrkaisertum und monarchische Solidarität im vierten Jahrhundert ..	14
Konstantinopel und ein neues Akzeptanzsystem	18
Die Einheit des Untersuchungszeitraums	25
Die Akzeptanzgruppen	28
Der Aufbau der Untersuchung	38
Technica	39
Der Kaiser in Konstantinopel: eine (fast) unauflösliche Verbindung	41
Gottesgnadentum, Hofzeremoniell – und Zugänglichkeit	76
War der gottbegnadete Kaiser ein unantastbarer Kaiser?	76
Die Entrückung des Kaisers und die Legende vom zeremoniellen Korsett	85
Der <i>civilis princeps</i> in der Spätantike	99
Justinian und die Notwendigkeit der <i>civilitas</i>	104
Die Herrschaft über das Zeremoniell	112
Demut und Nähe	117
Die Vererbung des Throns und der Einfluß der Akzeptanzgruppen	123
Kindkaiser	125
Der kontrollierte Herrschaftsübergang oder: die Macht des Kaisers	137
Justin II. im Jahr 574: Tod eines Kaisers	142
Der unregelte Herrschaftsübergang oder: die Macht der Akzeptanzgruppen	147
Kaiserproklamationen	160
Der Herrschaftsantritt Justins I. (518)	165
Der Nika-Aufstand (532)	178
Januar 532: die Ereignisse	180
Januar 532: Analyse	189

Der Kaiser und die Soldaten	211
Die Festung Konstantinopel	212
Warum kämpften die Soldaten in den Provinzen für den Kaiser?	223
Soldaten in Konstantinopel: eine Annäherung	225
Bukkellarier	232
Der Stadtpräfekt und seine Hilfstruppen	236
Die Garden und die Wahrung der öffentlichen Ordnung	239
Die Garden und ihr Kaiser	245
 Der Fall von Maurikios (602)	252
Ein unbeliebter Herrscher	252
November 602: die Ereignisse	261
November 602: Analyse	269
 Der Kaiser und das Volk	294
Wer war das Volk?	295
Das Volk für Johannes Chrysostomos (403/04)	301
Konfliktfelder und Lösungsstrategien	307
„Würdig der Stadt“: der Kampf gegen Not und Unterdrückung	310
„Würdig der Dreieinigkeit“: der Kampf um den rechten Glauben	313
„Würdig der Herrschaft“: kaiserliche Normverletzungen	329
Die erwartete Begegnung zwischen Kaiser und Volk	333
Die (für den Kaiser) unerwartete Begegnung	341
Die (für das Volk) unerwartete Begegnung	346
 Der Kaiser und die Geistlichkeit	355
Bischofswahlen	357
Der Bischof als Kaisermacher?	378
Der Bischof gegen den Kaiser: wiederum Johannes Chrysostomos (397–404)	383
Der Bischof gegen die Akzeptanzgruppen: Nestorios (428–431)	394
Der Bischof gegen alle: Flavian (446–449)	399
Drei Bischofsabsetzungen des sechsten Jahrhunderts (511, 536, 565) ...	410
Kam es in Konstantinopel überhaupt auf den Bischof an?	416
Unruhige, unbeliebte Mönche	422
Heilige Männer und irdische Regierungen	434
 Der Kaiser und die Eliten	452
Die Vereinzelung der Aristokraten	452
Die Gefahr der Usurpation und die Kontrolle der Ressourcen	465
Der überwältigte Kaiser und der Untergang des Westens	474

Minister, Frauen, Eunuchen unter Arcadius und Theodosius II. (395–450)	485
Gainas in Konstantinopel (400)	497
Die permanente Überwältigung des Kaisers? Leon I. und Zenon (457–491)	511
Aspar und das vergebliche Werben um Akzeptanz	512
Die rätselhafte Usurpation von Basiliskos (475)	536
Illus und der gefesselte Zenon	544
Zwischenspiel: Markians Putsch (479)	551
Zenons Behauptung	554
Die Usurpation in der Provinz: Illus und Leontios (484)	557
Der erfolgreiche Usurpator als gescheiterter Kaiser	562
Die 20 Monate von Basiliskos (475/76)	564
Die acht Jahre von Phokas (602–610)	584
Schlußbetrachtung	606
Quellenverzeichnis	612
Literaturverzeichnis	630
Stellenregister	667
Sachregister	703
Personen- und Ortsregister	707

Abkürzungen

Griechische Autorennamen und Werktitel sind im allgemeinen nach dem *Neuen Pauly* und nach G. W. H. Lampe (Hrsg.), *A Patristic Greek Lexicon*, Oxford 1968, abgekürzt, lateinische nach dem *Thesaurus Linguae Latinae*. Die Kürzel für Zeitschriften löst das Literaturverzeichnis auf.

- ACO Acta Conciliorum Oecumenicorum, edd. Eduardus Schwartz / Johannes Straub u. a., Berlin u. a., seit 1914.
- CCO Périclès-Pierre Joannou (Hrsg.), *Discipline générale antique* (II^e-IX^e s.), Bd. I 1: Les canons des conciles oecuméniques (Pontificia Commissione per la redazione del Codice di Diritto Canonico Orientale, Fonti 9), Grottaferrata (Roma) 1962.
- CLRE Roger S. Bagnall / Alan Cameron / Seth R. Schwartz / Klaas A. Worp, *Consuls of the Later Roman Empire* (Philological Monographs of the American Philological Association 36), Atlanta, Ga., 1987.
- COD⁴ Conciliorum Oecumenicorum Generaliumque Decreta. Editio critica, Bd. 1: The Oecumenical Councils. From Nicaea I to Nicaea II (325–787), curantibus G. Alberigo / A. M. Ritter u. a. (Corpus Christianorum), Turnhout 2006^[4].
- CSP Périclès-Pierre Joannou (Hrsg.), *Discipline générale antique* (IV^e-IX^e s.), Bd. I 2: Les canons des synodes particuliers (Pontificia Commissione per la redazione del Codice di Diritto Canonico Orientale, Fonti 9), Grottaferrata (Roma) 1962.
- ILS Hermann Dessau (Hrsg.), *Inscriptiones Latinae selectae*, 3 Bde., Berlin 1892–1916.
- LSJ Henry George Liddell / Robert Scott / Henry Stuart Jones / P. G. W. Glare, *A Greek-English Lexicon. With a Revised Supplement* 1996, Oxford 1996.
- PG J.-P. Migne (Hrsg.), *Patrologiae Cursus Completus. Series Graeca*, 162 Bde., Paris 1857–1912.
- PL J.-P. Migne (Hrsg.), *Patrologiae Cursus Completus. Series Latina*, 221 Bde., Paris 1844–1865.
- PLRE The Prosopography of the Later Roman Empire, Cambridge u. a., Bd. 1: A. H. M. Jones / J. R. Martindale / J. Morris, A.D. 260–395, 1971; Bd. 2: J. R. Martindale, A.D. 395–527, 1980; Bd. 3: J. R. Martindale, A.D. 527–641, 1992.

- RAC Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt, Stuttgart, seit 1950.
- RE Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa, fortgeführt von Wilhelm Kroll und Karl Mittelhaus, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Konrat Ziegler, Stuttgart u. a. 1893–1980.
- SEG Supplementum Epigraphicum Graecum, Leiden u. a., seit 1923.

Liste der Kaiser in Konstantinopel

Arcadius 395–408

Theodosius II. 408–450

Markian 450–457

Leon I. 457–474

Leon II. 474

Zenon 474–475

Basiliskos 475–476

Zenon 476–491

Anastasios 491–518

Justin I. 518–527

Justinian 527–565

Justin II. 565–574

Tiberios 574–582

Maurikios 582–602

Phokas 602–610

Herakleios 610–641

Einleitung: die spätrömische Monarchie als Akzeptanzsystem

Dieses Buch handelt vom Kaiser und davon, wie er Kaiser blieb. Es handelt nicht davon, wie er regierte. Das Thema sind also nicht seine Kriege und diplomatischen Unterhandlungen (obwohl ich beiläufig davon sprechen werde). Auch nicht, wie er das Reich verwaltete (wovon ab und zu die Rede sein wird). Nicht einmal, wie er Kaiser wurde (obgleich ich darauf öfters kommen werde). Sondern, wie er die einmal gewonnene Stellung bewahrte. Nur wenn der Kaiser das schaffte, konnte er ans Regieren überhaupt denken. Manager unserer Tage sollen einen Großteil ihrer Zeit damit verbringen, ihre Position in der Firmenhierarchie zu erhalten oder zu verbessern. Über letzteres mußte sich der Kaiser nicht den Kopf zerbrechen, dafür wußte er, daß ein recht breiter Personenkreis genau seinen Job haben wollte, wenn sich nur die Gelegenheit bot. Das machte das Kaiserbleiben anstrengend, zumal das Scheitern etwas mit sich brachte, was heutigen Vorstandsvorsitzenden oder Chief Executive Officers eher selten droht: der Verlust des Lebens.

Nun war die Würde eines römischen Kaisers natürlich kein 'Job'. Aber tatsächlich glich sie einem solchen mehr als dem Königtum des Ancien Régime, zumindest vor dem Sturz Ludwigs XVI. Das Kaisertum war nämlich verlierbar. Ein Usurpator konnte sich jederzeit erheben und den Kaiser stürzen. Der Thron war antastbar. Eine Erbmonarchie mit strikter Nachfolgeregelung existierte nicht. Den Kaiser herauszufordern hieß weder, eine unfäßbare Untat vor allen Menschen zu begehen, noch, wider die himmlischen Mächte zu freveln.

Um richtig zu verstehen, was das bedeutet, muß ich auf die Anfänge zurückgehen. Mein Thema ist zwar ein spätantikes, genauer gesagt die Epoche von 395 bis 624, in welcher der Kaiser des Ostens fast ununterbrochen in Konstantinopel residierte. Aber ich kann nicht ohne weiteres 395 einsetzen, auch nicht mit Diokletian oder mit Konstantin. Der mit diesen beiden Namen verbundene Übergang vom Prinzipat zur Spätantike bildet den schärfsten Einschnitt in die Kaiserzeit, doch die namengebende und das politische System prägende Institution wurde schon um die Zeitenwende geschaffen, mit Augustus.

Legitimität und Akzeptanz

Die Wissenschaft hat sich die Eigentümlichkeit des Kaisertums lange Zeit mit der Genese dieser Herrschaftsform erklärt: Der Kaiser war de jure anfangs nicht mehr als ein Beamter der alten Republik, nur mit mehr Vollmachten. In der Praxis verfielen freilich keine konstitutionellen Checks and balances gegen ihn, der Kaiser war also mehr von Volkswille und Militär gestützter Autokrat denn senatorischer Funktionsträger. In diesem Abgrund, der zwischen rechtlicher Norm und machtpolitischer Realität klaffte, wurde ein singuläres Gebilde geboren: der Prinzipat. In den Worten Theodor Mommsens: „Es hat wohl nie ein Regiment gegeben, dem der Begriff der Legitimität so völlig abhanden gekommen wäre wie dem augustischen Principat; rechtmässiger Princeps ist der, den der Senat und die Soldaten anerkennen und er bleibt es, so lange sie ihn anerkennen [...] Auch in diesem Fall aber ist der Volkswille nicht gebunden an die Aeusserung durch den Senat; vielmehr ist er immer und überall berechtigt, wenn er als der wahrhafte Wille der Gesamtheit sich ausweist durch das Recht des Stärkeren. Der römische Principat ist nicht bloss praktisch, sondern auch theoretisch eine durch die rechtlich permanente Revolution temperierte Autokratie.“ Deswegen, weil er grundsätzlich illegitim war, konnte der Kaiser gestürzt werden, ohne daß man jemand anderem übel tat als ihm selbst. Die Herrschaftsform selbst wurde freilich beibehalten, auch wenn der einzelne Inhaber fiel. Zu verlockend war die Autokratie, zudem hatte sie sich aus regierungsökonomischen Gründen als recht vorteilhaft erwiesen.¹

1 Römisches Staatsrecht, Bd. II 2, Leipzig 1887³, passim, bes. 745–763, 786–790, 840–845, 1132 f., die Zitate 844 und 1133. MOMMSENS Vorgabe wurde von manchen akzeptiert, zum Beispiel A. HEUSS, Das Revolutionsproblem im Spiegel der antiken Geschichte, HZ 216 (1973), 64–66, und J. SZIDAT, Usurpationen in der römischen Kaiserzeit, in: H. E. Herzig / R. Frei-Stolba (Hrsgg.), Labor omnibus unus, Stuttgart 1989, 237. Die meisten (gewöhnlich deutschen) Forscher, die sich der staatsrechtlichen Schule verpflichtet fühlten, nahmen nur MOMMSENS juristische Einkleidung an, nicht aber sein radikales Konzept von Illegitimität und Recht des Stärkeren (kurz und knapp ablehnend gegenüber diesen Versuchen A. E. WARDMAN, Usurpers and Internal Conflicts in the 4th Century A.D., Historia 33 [1984], 225 f., aus der spätantiken Perspektive). Diejenigen (französischen und angloamerikanischen) Wissenschaftler, die in den letzten Jahrzehnten ein neues Bild des Prinzipats aus soziologischer Sicht zeichneten (etwa PAUL VEYNE und FERGUS MILLAR), verzichteten meist auf eine Auseinandersetzung mit MOMMSEN und stellten seinem Modell von den Voraussetzungen der Kaiserherrschaft kein eigenes gegenüber. Einen souveränen Forschungsüberblick, für die Kaiserzeit wie die Spätantike, gibt H.-U. WIEMER, Staatlichkeit und politisches Handeln in der römischen Kaiserzeit – Einleitende Bemerkungen, in: ders. (Hrsg.), Staatlichkeit und politisches Handeln in der römischen Kaiserzeit, Berlin u.a. 2006, 2–27. Zur Forschungsgeschichte vgl. auch knapp E. FLAIG, Den Kaiser herausfordern, Frankfurt am Main 1992, 184–189, 193 f.; A. PABST, Comitia imperii, Darmstadt 1997, XII f., 197 f., 211–213.

Wenn der Prinzipat vom Recht des Stärkeren bestimmt war, ist es freilich zweifelhaft, ob das Phänomen mit der Begrifflichkeit des Staatsrechts überhaupt mit juristischen Kategorien angemessen zu erfassen ist. Mommsen selbst sah die Schwierigkeit wie kaum ein zweiter, und entsprechend hart hatte er zu ringen.² Aber es dauerte über ein Jahrhundert, bis ein neuer Ansatz formuliert wurde, der ohne die Einordnung legitim oder illegitim auskam und überhaupt auf diese irreführende Begrifflichkeit verzichtete. Egon Flaig setzte 1992 in seinem *Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich* einer Legitimität, die als unverlierbar oder von einer autoritativen politischen Instanz verliehen gedacht war, die Akzeptanz entgegen. Der Begriff meint die verlierbare Unterstützung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen. Den Prinzipat der ersten beiden Jahrhunderte verstand Flaig insgesamt als Akzeptanzsystem.³ Der Kaiser hing einzig davon ab, daß es ihm gelang, sich die Unterstützung der maßgeblichen soziopolitischen Gruppen im Reich zu erhalten. Es handelte sich dabei um das Militär, die Aristokratie und um das Volk, genauer, da der Kaiser die meiste Zeit im unbestrittenen Mittelpunkt des Imperiums, in

2 Im Grunde erkannte MOMMSEN die Bedingungen des Akzeptanzsystems klar. Noch deutlicher als im *Staatsrecht* tritt sein Unbehagen in seinem Abriss des römischen Staatsrechts, Leipzig 1907², 194 f., zutage: „vielmehr lehnt die Gewinnung des monarchischen Imperium äusserlich sich an diejenige Form an, durch welche der republikanische Oberbeamte den Imperatorentitel erhält, das ist thatsächlich entweder durch Zuruf der Truppen oder nach Aufforderung des Senats, rechtlich nach eigener freier, durch die bezeichneten Acte lediglich gerechtfertigter Willkür. [...] Wohl wird dieses Imperium gedacht als hervorgehend aus dem Volkswillen; aber es drückt sich dieser dabei aus nicht in der geordneten Form der Comitien, sondern das Volk wird hier repräsentirt sei es durch das Heer oder einen beliebigen Heertheil, sei es durch den Gemeinderath. Hiermit wird also jede Auflehnung gegen den derzeitigen Inhaber der Gewalt insoweit legalisirt, dass für die Rechts- vielmehr die Machtfrage eintritt; folgerichtig aber ist diese staatsrechtliche Theorie, und die Geschichte des Principats ist ihr praktischer Ausdruck. Legitim ist jeder, der zum Augustus ausgerufen wird, wenn er auch nur vorübergehend zum Besitz der Macht gelangt, Galba ebenso wie Nero, Otho und Vitellius nicht minder als Galba. Die römische Logik verschmäht die Illusionen.“ Und zwei Seiten später, 197: „Allerdings aber liegt es in dem Gesagten, dass der Principat ausser durch den Rücktritt und den Tod des Inhabers auch dadurch beendet werden kann, dass ein anderer sich zum Machthaber aufwirft und thatsächlich die Oberhand gewinnt; wie der durch die Truppen oder den Senat manifestirte Volkswille den Kaiser bestellt, so kann er auch durch die gleichen Organe abgesetzt werden; eine andere Legitimität als die der Thatsächlichkeit hat der Principat nicht entwickelt.“

3 FLAIG (1992), 11–208, 550–568. Eine gute, thesenhafte Zusammenfassung gibt DERS., Für eine Konzeptualisierung der Usurpation im spätrömischen Reich, in: F. Paschoud / J. Szidat (Hrsgg.), *Usurpationen in der Spätantike*, Stuttgart 1997, 15–20. In den Bahnen FLAIGS bewegten sich etwa G. SEELENTAG, *Taten und Tugenden Traians*, Stuttgart 2004, 17–34, und E. MEYER-ZWIFFELHOFFER, *Ein Visionär auf dem Thron?*, *Klio* 88 (2006), 201–208.

Rom, residierte: um die Prätorianer, den Senatsadel und die stadtrömische Plebs.

Eine rechtliche Fixierung der Kompetenzen und Aufgaben des Kaisers war schon deshalb unmöglich, weil die Gruppen gegeneinander nicht hierarchisiert waren. Keine vermochte zu der maßgebenden politischen Instanz aufzusteigen, die allein dem Kaiser Legitimität hätte verleihen können. Statt dessen stellten die Gruppen unterschiedliche, miteinander konkurrierende Anforderungen an das Herrschaftsverhalten: entschlossener Oberbefehlshaber, erster Senator, gütiger und zugänglicher Monarch. Da sie eine Reaktion auf die 'richtige' Performanz darstellte, ließ die Akzeptanz sich auch nicht in einem einmaligen Akt gewinnen und dann als Palladium der Herrschaft an Festtagen vorzeigen, wie das bei rechtlicher oder bei außerweltlicher, göttlicher Legitimierung gut funktioniert. Vielmehr mußte der Princeps sich immer wieder um dieses flüchtige Gut bemühen. Kennzeichnend für das Akzeptanzsystem Roms waren daher eine permanente rituelle, gestische und verbale Interaktion und Kommunikation zwischen dem Herrscher und den Akzeptanzgruppen. Dabei kam es gar nicht einmal so sehr darauf an, daß konkrete politische oder materielle Forderungen erfüllt wurden (ohne daß dies unwichtig gewesen wäre). Die persönliche und soziale Distanz zwischen dem Kaiser und einzelnen Mitgliedern der Gruppen mochte fast unermesslich sein. Aber dennoch oder besser: gerade deswegen mußte der Kaiser den Gruppen demonstrativ zeigen, daß er um ihre Bedeutung durchaus wußte, daß er ihren Status im und ihren Beitrag für das Gemeinwesen anerkannte, kurz, daß sie wichtig für ihn waren. Wenn der Kaiser also im Zirkus dem Drängen der Masse auf Begnadigung eines Todgeweihten nachgab, dann jubelte das Volk weniger wegen seiner Begeisterung über die Rettung des Mannes unten in der Arena, sondern über den Ausdruck der kaiserlichen Jovialität. Im allgemeinen Konsens fand die Akzeptanz des Herrschers ihren sichersten Ausdruck.

Diese Verhaltensanforderungen an den Princeps hatten nicht unbedingt und wenn, dann nur mittelbar mit der Effizienz der Administration, mit der Wohlfahrt des Imperiums und der Sicherheit seiner Bürger zu tun, unseren Kategorien für das Urteil über den Erfolg einer Regierung. Deshalb fallen die modernen Urteile über Tiberius meist weit günstiger aus als die zeitgenössischen. Dem fähigen Staatsmann stand in den letzten Jahren seines Lebens eben der Eremit von Capri entgegen, der zumindest von Volk und Senatsaristokratie nicht mehr viel wissen wollte. Dieses Beispiel zeigt aber auch, daß nicht jedes Versagen in der Interaktion mit den Akzeptanzgruppen zwangsläufig zu einer Usurpation oder sogar zum Sturz des Kaisers führen mußte. Das Volk und der Senat allein konnten einen Kaiser nicht beseitigen, solange der das Militär hinter sich wußte. Deshalb Tiberius' Aufregung, als sein Prätorianerpräfekt

Sejan eigene Wege zu gehen schien.⁴ Auf der anderen Seite gilt: Selbst davon abgesehen, daß tiefe Unpopularität ihren Eindruck auch auf die Soldaten nicht verfehlte, konnte der Princeps ohne Plebs und Aristokratie die Herrschaft nicht ausüben. Ohne senatorische Funktionsträger war das Reich nicht zu regieren, und das Volk konnte nicht einfach ausgewechselt werden, solange Rom die einzig denkbare Hauptstadt blieb. Nie zu vergessen war freilich, daß außerhalb der stadtrömischen Welt noch andere Kräfte standen, die durchaus nicht mit den Prätorianern übereinstimmen mußten: die Legionen in den Provinzen, die nicht unmittelbar, dafür aber um so entscheidender in Rom eingreifen konnten. Das aber geschah nur, wenn der Kaiser bereits in der Stadt weitgehend an Akzeptanz verloren hatte. Von einer reinen Militärmonarchie kann daher nicht die Rede sein, weder im Hinblick auf die Prätorianer noch auf die Legionen. Für den Princeps war die Unterstützung der Armee unersetzbar, ebensowenig aber die des Volkes und der Senatsaristokratie. Hinter jedem Verlust an Akzeptanz lauerte das Gespenst der Usurpation. Wenn es nur ab und zu Fleisch und Blut gewann, dann genügte das völlig, die Bedingungen des politischen Systems von neuem einzuschärfen.

Mommsen hatte sich, wie Flaig, auf den Prinzipat konzentriert. Die Forschung versuchte aber bis in die Gegenwart hinein, das politische System der Spätantike ebenfalls in rechtlichen Kategorien zu fassen.⁵ Im Zentrum stand dabei vor allem das vierte Jahrhundert, mit der mehr oder weniger selbstverständlichen Implikation, daß das fünfte Jahrhundert im Westen nur noch Untergang sei, im Osten aber 'Byzanz', das heißt eine ohnehin völlig durchgeregelte Gesellschaft mit starrer politischer Ordnung, welche die Frage nach dem Funktionieren des Systems, über das Sammeln von Realien hinaus, überflüssig mache.⁶ Der Forschungstradition folgend, konzentriere ich mich zunächst auf die Zeit bis 395. Für den staatsrechtlichen Ansatz sprach, daß schon die Zeitgenossen die 'Rechtmäßigkeit' gern als Argument verwendeten. Näheres Zusehen zeigt aber, daß es sich hierbei niemals um juristische Argumente handelte, sondern um bloße Etikettierungen, die die vorgefaßte Einschätzung des Autors belegen sollten: So spricht Julian in seinem Panegyricus auf Constantius II. von der „gesetzmäßigen Erwerbung der Herrschaft“ durch die gemeinsamen Vor-

4 Die Sorge war unbegründet, weil Sejan nicht usurpierte. Vgl. FLAIG (1992), 101 f.

5 Vgl. etwa J. B. BURY, *History of the Later Roman Empire from the Death of Theodosius I. to the Death of Justinian (A.D. 395 to A.D. 565)*, Bd. 1, London 1923, 14 f., S. ELBERN, *Usurpationen im spätrömischen Reich*, Bonn 1984, 4–6, A. DEMANDT, *Die Spätantike*, München 2007², 254–256, 272, und die u. Anm. 10 genannte Lit. Von derlei Ansätzen hat sich schon 1966 (!) H.-G. BECK, *Senat und Volk von Konstantinopel*, München, 3 f., 74 f., abgewandt, zwar nicht ausdrücklich, aber doch implizit.

6 Deshalb wurde oft, wenn es um das Kaisertum im Osten des Reiches ging, schlicht auf O. TREITINGER, *Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell*, Jena 1938, verwiesen.

fahren, um im nächsten Satz ausgerechnet Claudius II. Gothicus als Beispiel anzuführen – der nach der besseren Tradition in die Ermordung seines Vorgängers Gallienus verstrickt war – und schließlich mit Konstantin dem Großen zu enden, der nur „Usurpatoren, nicht gesetzmäßige Herrscher beseitigte“. Der im Konsens der Kaiser und Armeen proklamierte Licinius hätte gewiß einen besseren Rechtstitel besessen als der gegen den Willen des *senior Augustus* erhobene Usurpator Konstantin – wären solche Dinge nur eindeutig definiert und damit von Belang gewesen.⁷ Julian sagt hier eben schlicht, was der Augenblick erfordert.

Nicht weiter hilft der Diskurs der Geschichtsschreiber.⁸ Besonders Ammianus Marcellinus urteilt gern nach der Kategorie der Legitimität, aber dies sagt mehr über seine Idiosynkrasien aus als über juristische Gegebenheiten: 375 erheben die Höflinge und Generäle des verstorbenen Valentinian I. in einem improvisierten Manöver dessen vierjährigen Sohn zum Augustus, um der Ausrufung eines Usurpators durch einen Teil der Truppen zuvorzukommen; freilich graut ihnen (nicht zu Unrecht) vor der Reaktion des ahnungslosen, weil abwesenden Kaisers Gratian. Ammianus nennt den nunmehrigen Valentinian II., von den anwesenden Soldaten proklamiert, trotzdem *imperator legitime declaratus*. Er verweigert das Prädikat aber Jovian: Nach dem Tod Julians 363 diskutieren die zivilen und militärischen Eliten, tief im Perserreich und bedrängt vom Feind, ergebnislos über den Nachfolger. Schließlich rät ein Offizier, erst die Armee unbeschadet heimzubringen und dann durch die vereinten Stimmen des

7 Iul. or. I 5: αὐτοὶ κτησάμενοι τὴν ἀρχὴν ἐννόμως ἢ παρὰ τῶν κρατούντων εἰσποιηθέντες; 6: τυραννίδας γάρ, ἀλλ' οὐ βασιλείας ἐννόμους καθαιρῶν, τὴν οἰκουμένην ἐπὶ ἄπασαν. Gallienus' Ermordung: Zos. I 40,2–41,1; Ioann. Ant. frg. 232; Zon. XII 25; vgl. R. T. SAUNDERS, Who Murdered Gallienus?, *Antichthon* 26 (1992), 83–86; U. HARTMANN, Der Mord an Kaiser Gallienus, in: K.-P. Johne / Th. Gerhardt / U. Hartmann (Hrsgg.), *Deleto paene imperio Romano*, Stuttgart 2006, 88–106; S. RATTI, Sur la source du récit de la mort de Gallien dans l'*Histoire Auguste* (*Gall.* 14,1–11), in: F. Paschoud (Hrsg.), *Historiae Augustae Colloquium Genevense*, Bari 1999, 270–272. Zur Usurpation Konstantins s. u. S. 16.

8 Philost. XII 6 spricht an einer leider verstümmelten Stelle einmal vom rechtmäßigen Herrscher (ὁ κατὰ θεσμὸν βασιλεὺς), dem Gott oder die Gerechtigkeit gewogen sind. Auf Rufin. hist. XI 16 aufbauend, unterscheidet Soz. VII 13,10 zwischen dem gewaltsam zur Herrschaft gelangten Usurpator und dem rechtmäßigen Kaiser, ohne sich freilich in tieferen Betrachtungen zu verlieren. Für Sokrates zählen handfestere Kategorien, wie M. WALLRAFF, *Der Kirchenhistoriker Sokrates*, Göttingen 1997, 108 f., resümierend feststellt: „Doch die Frage, ob es sich um einen τύραννος oder einen βασιλεὺς handelt, also einen legitimen oder illegitimen Herrscher, wird nicht eigens erörtert. Sokrates kennt als einziges Kriterium den Erfolg.“ Bei Theodoret deutet sich im Fall Julians, den er gelegentlich τύραννος nennt (hist. eccl. III 11,1; 16,6; 28,3; IV 1,3), sogar eine Bindung der Herrschaft an die Akzeptanz durch die (rechtgläubigen!) Untertanen an. Dazu und generell zu den drei synoptischen Kirchenhistorikern H. LEPPIN, *Von Konstantin dem Großen zu Theodosius II.*, Göttingen 1996, 81 f., 152–160.

östlichen und des westlichen Heeres einen *legitimus princeps* bestimmen zu lassen. Die Beratung geht trotzdem weiter, bis ein paar ungestüme Soldaten, nicht Mitglieder dieses Kreises, kurzerhand Jovian proklamieren und ihn im Purpur ihren ahnungslosen, schon in der Marschkolonne auseinandergezogenen Kameraden präsentieren. Das Heer hört den Namen und glaubt zunächst, wegen der Ähnlichkeit der Namen, Julian habe sich erholt, nur um um so mehr am Boden zerstört zu sein, sobald es Jovians ansichtig wird.⁹

Ist Ammian also so zu lesen, daß nur die korrekte Proklamation des einträglichen Heeres einen Kaiser rechtmäßig machte? In der Forschung wird diese These vertreten.¹⁰ Dann aber hätte es zu einer Revolte oder einer Usurpation gegen Jovian kommen müssen, spätestens nach der Beendigung des Perserkriegs. Jovian regierte nur kurz, keine acht Monate, und seine Beauftragten hatten im Westen mit Meutereien zu kämpfen. Brachen sie aus, weil die dortigen Soldaten schändlich um ihre Rechte betrogen worden waren? Falls die Antwort ja lautet, wäre nicht nachvollziehbar, warum 375, nur zwölf Jahre später, die ebenfalls abwesenden Truppenteile Valentinian II. ohne weiteres als Kaiser anerkannten. Im Fall Jovians aber akzeptierte ihn selbst das direkt düpierte, inzwischen aus Persien zurückgekehrte Heer willig, keine Quelle berichtet von grundsätzlichen Problemen.¹¹ Ammian kleidet an den angeführten Stellen schlicht seine Werturteile in juristische Begrifflichkeit.¹²

-
- 9 Valentinian II.: Amm. XXX 10 (teilweise zitiert u. Anm. 29). Jovian: Amm. XXV 5,1–6; 8,18. Gegenüber Zweifeln an der Historizität hat N. LENSKI, *The Election of Jovian and the Role of the Late Imperial Guards*, *Klio* 82 (2000), 492–500, gezeigt, daß Ammianus die Fakten im wesentlichen richtig wiedergibt.
- 10 Vgl. etwa J. A. STRAUB, *Vom Herrscherideal in der Spätantike*, Stuttgart 1939, 7–26, 33 f., 58–66; W. HARTKE, *Römische Kinderkaiser*, Berlin 1951, 215–218; PABST (1997), 1–45, 198 f., 208; F. KOLB, *Herrscherideologie in der Spätantike*, Berlin 2001, 93–99. In diesem Sinne letztlich auch, wenngleich mit wesentlichen Modifikationen (s. u. Anm. 14), J. SZIDAT, *Imperator legitime declaratus* (Ammian 30, 10, 5), in: M. Piérart / O. Curty (Hrsgg.), *Historia testis*, Fribourg 1989, 175–188. Grundsätzliche Kritik an dieser Forschungsrichtung übt FLAIG (1997), 17 f. mit Anm. 12.
- 11 Während des Rückzugs kam es zu einer Diskussion, ob das Heer den Tigris schnellstens überschreiten (die Soldaten) oder abwarten solle (Jovian und die Generäle). Dabei stellten die verzweifelten Männer aber nicht die Position des Kaisers in Frage, sondern suchten lediglich ihren Willen in einer scheinbar lebensentscheidenden taktischen Frage durchzusetzen. Jovian gelang es, durch kluge Konzessionen die Gemüter zu beruhigen und letztlich das Heer an der Überquerung zu hindern (Amm. XXV 6,11–15; 7,4). Insgesamt zu Jovians Herrschaft vgl. die präzise Skizze von R. M. ERRINGTON, *Roman Imperial Policy from Julian to Theodosius*, Chapel Hill 2006, 18–20.
- 12 Seine Äußerungen über Jovian: XXI 16,21; XXV 5,7 f.; 7,8,10 f.; 9,2–4,7 f.; 10,14 f. Wie willkürlich Ammianus die Kategorie der Rechtmäßigkeit anwendet, demonstriert er noch an einer weiteren Stelle, anlässlich der Erhebung Valens' im Jahr 364: Valentinian I. macht seinen Bruder mit Zustimmung der Armee zum *particeps legitimus potestatis*, der Historiker konterkariert diese Aussage aber einmal durch die Information, der

Das heißt nun freilich nicht, daß der Akklamation des neuen Kaisers durch das Heer keine Bedeutung zugekommen wäre. Im Gegenteil, sie war wie im Prinzipat der sichtbarste Ausdruck der Akzeptanz des Herrschers durch die Soldaten. Ein naheliegender Einwand ist, daß es hier nur um Begriffsklauberei geht: Für 'Legitimität' wird 'Akzeptanz' eingesetzt, in der Sache ändert sich aber nichts. Doch das ist zu kurz gegriffen. Die Kategorie der Akzeptanz schreibt den historischen Akteuren eine neue Perspektive zu: weg von der Vergangenheit, hin zur Zukunft. Angewandt auf die Erhebung Jovians bedeutet das: Die Soldaten beschäftigte nicht allzusehr, ob ein bestimmtes Prozedere mißachtet worden und der neue Kaiser damit als unrechtmäßig eingesetzt zu betrachten sei. Zweifellos jubelten sie Jovian alsbald zu, entweder gleich zu Anfang, nachdem sie ihren Irrtum über den falschen Julian erkannt hatten, oder bei einer Heeresversammlung, vor welcher der neue Imperator eine Rede hielt. Dieses Nachspiel läßt Ammian maliziös weg. Selbst eine solche Heeresversammlung konnte freilich, angesichts der schwierigen militärischen Lage, nur improvisiert sein, und beileibe nicht alle, wahrscheinlich nicht einmal ein Gros der Soldaten vermochten teilzunehmen. Also wieder eine Irregularität. Doch was zählte, waren nicht die juristisch korrekte Form der einmal stattgefundenen Erhebung und etwaiges späteres Kopfzerbrechen darüber, sondern nur die Bereitschaft, die Herrschaft eines neuen Kaisers für jetzt und (unverbindlich) für die Zukunft zu stützen. Dieses Vertrauen wurde Jovian ohne weiteres geschenkt.¹³

Aber ohnehin hat in der Forschung der letzten Jahrzehnte die streng staatsrechtliche Sichtweise weitgehend einer nuancierteren Wertung Platz gemacht, die immer noch mit der Kategorie der Legitimität operiert, aber diese an das Kriterium gesellschaftlicher Akzeptanz bindet. Dieser Ansatz ist heute weitverbreitet, vielleicht sogar dominierend. So schrieb R. Malcolm Errington

Konsens der Soldaten habe darauf beruht, daß niemand zu opponieren wagte, dann durch die (juristisch irrelevante) Wertung, Valens sei nur der willfähige Helfer seines Bruders gewesen (XXVI 4,3). V. NERI, *Ammiano Marcellino e l'elezione di Valentiniانو*, RSA 15 (1985), 167–182, arbeitet die Subjektivität von Ammians Analysen von Kaisererhebungen heraus; deren Hintergrund bildet aber stets der auch von Ammian für unabdingbar gehaltene Konsens zwischen Heer und Kaiser (also kein juristisches Konzept). Die weiteren Stellen, an denen Ammian vom *princeps legitimus* spricht, sind neutral. Sie meinen den akzeptierten Herrscher im Gegensatz zum gescheiterten Usurpator, besonders beim umjubelten Einzug Julians in Vienne (XV 8,21) und bei der Auslieferung des besiegten Prokop (XXVI 9,10). S. auch XIX 12,17; XXVII 5,1. Zu den trügerischen Begrifflichkeiten des antiken Diskurses FLAIG (1997), 18 Anm. 9.

- 13 Vgl. LENSKI (2000), 500–502: „[sc. Winning the *consensus omnium*] has little to do [...] with the earlier stages of his election. Only after Jovian had been nominated and presented to the troops did they coalesce and express their consent in an acclamation“ (501). Anders J. DEN BOEFT / J. W. DRIJVERS / D. DEN HENGST / H. C. TEITLER, *Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XXV*, Leiden u. a. 2005, 183.

erst vor ein paar Jahren: „To establish his legitimacy and to rule effectively a Roman emperor needed wide consensual acceptance“.¹⁴ In Reaktion auf Flaig sprechen einige Forscher inzwischen aber auch für die Spätantike ausdrücklich von einem Akzeptanzsystem, zuerst und am nachdrücklichsten Steffen Dieffenbach.¹⁵ Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht ein schlichter Umstand: ‘Legitimität’ schützte nicht vor Usurpation.

Usurpation und Hauptstadtbindung im Prinzipat

Deutlichster Ausdruck des Akzeptanzsystems war die Usurpation, die Herausforderung des regierenden Kaisers durch einen Rivalen. Sie stellte also nicht das System in Frage,¹⁶ sehr wohl aber den jeweiligen Princeps. Sie zeigte, daß er bereits einen guten Teil an Unterstützung verloren hatte und daß weiterer Akzeptanzverlust nicht unwahrscheinlich war. Ein Arrangement, also eine

-
- 14 ERRINGTON (2006), 15. Der Ansatz dominiert das gesamte Kapitel (13–42). Ähnlich SZIDAT (1989a), 180: „Rechtmässig erhoben bedeutet dabei natürlich nicht gemäss staatsrechtlichen Normen, sondern nach der gesellschaftlich akzeptierten Weise, in deren Mittelpunkt die faktisch wirksame Akklamation durch die Heeresversammlung stand“. Vgl. auch DENS., *Usurpator tanti nominis*, Stuttgart 2010, 20 f. T. E. GREGORY, *Vox populi*, Columbus 1979, 219–221, 225, betonte bereits die Bedeutung der städtischen Masse für den Thron, faßte sie aber noch rein negativ als Bedrohung des Funktionierens der Regierung.
- 15 Frömmigkeit und Kaiserakzeptanz im frühen Byzanz, *Saeculum* 47 (1996), 35–66; J. MARTIN, Das Kaisertum in der Spätantike, in: F. Paschoud / J. Szidat (Hrsgg.), *Usurpationen in der Spätantike*, Stuttgart 1997, 61 f.; DERS., *Spätantike und Völkerwanderung*, München 1995³, 102–104, 202; K. TRAMPEDACH, Kaiserwechsel und Krönungsritual im Konstantinopel des 5. bis 6. Jahrhunderts, in: M. Steinicke / S. Weinfurter (Hrsgg.), *Investitur- und Krönungsrituale*, Köln u.a. 2005, 286–290; M. MEIER, Die Demut des Kaisers, in: A. Pečar / K. Trampedach (Hrsgg.), *Die Bibel als politisches Argument*, München 2007, 139, 142; DERS., *Anastasios I.*, Stuttgart 2009, 18–22, 150 f.; H. LEPPIN, *Justinian*, Stuttgart 2011, 39 f., 46. A. CAMERON, *The Construction of Court Ritual: the Byzantine Book of Ceremonies*, in: D. Cannadine / S. Price (Hrsgg.), *Rituals of Royalty*, Cambridge u.a., 124 f., betonte bereits 1987, daß die dauernde Gefahr einer Usurpation seit jeher das Kaisertum prägte – von Augustus über die Spätantike bis ins mittlere Byzanz. Vgl. auch die Ansätze bei G. DAGRON, *Empereur et prêtre*, Paris 1996, 34 f., und P. SCHREINER, *Konstantinopel*, München 2007, 31. FLAIG (1997), 28–30, selbst konzentrierte sich auf das 4. Jahrhundert und den Westen des Reiches, für den Osten äußerte er sich sehr vorsichtig.
- 16 Diesen Punkt betont SZIDAT (2010), 13–16, 19 f., 43, 205–207, 297, 305, 331, der hierin mit Recht eine wesentliche Differenz zu den meisten Staatsstreichern der Moderne sieht: „Eine Usurpation richtet sich auch niemals gegen das Kaisertum an sich. Wenn ein Usurpator sich des Thrones bemächtigt hatte, strebte er nicht danach, den Charakter des Kaisertums zu verändern oder seine Herrschaft auf eine andere Grundlage zu stellen. Er möchte Kaiser werden und bleiben“ (43).

Herrschaftsteilung, war unmöglich, sowenig wie Loyalität geteilt werden konnte. Die Krise konnte ihr Ende nur im völligen Akzeptanzverlust eines der beiden Rivalen finden, und der wurde erst mit seinem Tod erreicht. Ob solche Krisen eintraten und, falls ja, ob und wie schnell sie gemeistert werden konnten, ist daher ein untrügliches Maß für den Erfolg des einzelnen Kaisers. Über längere Zeiträume hinweg läßt die Frequenz der Erhebungen aber auch Schlüsse darauf zu, wie reibungslos das System funktionierte. Die Häufigkeit von Usurpationen gibt Auskunft also nicht nur über die Befähigung einzelner Herrscher, sondern auch über die Effizienz der jeweiligen historischen Spielart des Akzeptanzsystems.

Bevor ich in dieser Analyse fortfahre, ist eine Bemerkung zum Begriff der Usurpation notwendig. Flaig unterschied sie nämlich von der Verschwörung: Nur die Proklamation eines Gegenkaisers, also die offene Herausforderung des Monarchen, stellte eine Usurpation dar. Eine Verschwörung dagegen tötete erst den Herrscher und präsentierte dann den Nachfolger, machte also, so Flaig, nicht die Probe auf die Akzeptanz des regierenden Kaisers.¹⁷ Doch die Verschwörung an sich war schon Beleg des teilweisen Akzeptanzverlustes, vor allem bei der Aristokratie, vielleicht beim Volk, natürlich (noch) nicht bei der Garde. Damit meine ich nicht, daß jede Konspiration als Usurpation zu werten wäre. Vor allem mußte sie vom bloßen Ränkeschmieden ins Stadium tatsächlichen Handelns gelangen, ohne entdeckt zu werden. Aber dann konnte eine Verschwörung sehr wohl in eine Usurpation münden, nämlich dann, wenn Mitverschwörer in unmittelbarer Folge des Mordes zum Kaiser proklamiert wurden, die Ausrufung also bereits von vornherein Bestandteil des Plans gewesen war. Einem Senator in Rom fehlte eben die Möglichkeit eines Legaten in der Provinz, sich von seinen Truppen ausrufen zu lassen. Deshalb mußte er zur Verschwörung greifen, die in einem solchen Falle kein andersartiges politisches Phänomen, sondern nur einen unterschiedlichen Modus der Usurpation darstellte: die 'verborgene Herausforderung' des Kaisers. Wirklichkeit wurde diese Variante im Jahr 96, bei der Ermordung Domitians und der Thronbesteigung Nervas.¹⁸

In dieser Definition wird die Zahl der Usurpationen ein nur noch deutlicherer Gradmesser für das Funktionieren des Akzeptanzsystems. Im Römischen Reich scheint sie stark von einem Faktor bestimmt worden zu sein, den Flaig

17 FLAIG (1992), 205–207, und (1997), 19 Anm. 15.

18 Zu dessen, manchmal bezweifelter Beteiligung am Sturz Domitians s. Cass. Dio LXVII 15,4 f.; vgl. S. GSELL, *Essai sur le règne de l'empereur Domitien*, Paris 1894, 328; B. W. JONES, *The Emperor Domitian*, London u. a. 1992, 193–195; A. BERRIMAN / M. TODD, *A Very Roman Coup: the Hidden War of Imperial Succession, AD 96–8*, *Historia* 50 (2001), 312–314.

mehr vorausgesetzt als betont hatte: von der Bindung des Kaisers an eine feste Hauptstadt.¹⁹

Während der ersten zwei Jahrhunderte des Prinzipats hielt sich der Kaiser gewöhnlich in Rom auf, aber nicht immer. Neben den dort vertretenen Akzeptanzgruppen konnte das Heer in den Provinzen zum wesentlichen Faktor werden, wie zuerst Tiberius im Jahre 14 erfahren mußte. Nicht zuletzt deswegen verließ der Kaiser des öfteren Rom: nicht bloß, um das Reich zu inspizieren, sondern vor allem, um in gemeinsamen Feldzügen das Band zwischen Oberfeldherrn und Truppen unzerreißbar zu machen.²⁰ Mehr als ein paar Jahre dauerten solche Ausflüge nicht, aber die Abwesenheit des Herrschers konnte sich nicht nur in einer Bevorzugung der Armee, sondern auch in einer Vernachlässigung von Senat und Volk niederschlagen; der Kaiser drohte sie, weit entfernt und damit nicht so wichtig, schnell aus den Augen zu verlieren. Hier erwies sich bereits die Wichtigkeit der geographischen Nähe der Akzeptanzgruppe zum Kaiser, wollte sie relevant bleiben.²¹

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, vor allem aber seit den Severern und vollends seit den Soldatenkaisern waren die Herrscher immer seltener in Rom zu finden, wenn überhaupt. Rom war nun dort, wo sich der Kaiser befand.²² Die

19 FLAIG (1992), 206 f., diagnostiziert nur knapp, daß lediglich ein Notfall die dauerhafte Abwesenheit des Kaisers zuließ.

20 Vgl. H. HALFMANN, *Itinera principum*, Stuttgart 1986, 155: „Das eigentlich bestimmende Element kaiserlicher Reiseaktivität bildete die jeweilige Entwicklung an den Reichsgrenzen.“ Manche Kaiser, etwa Antoninus Pius, verließen trotz beträchtlicher Regierungszeiten Italien nie. Eine Reise in die Provinzen nahm meist ein bis drei Jahre in Anspruch, mit Abweichungen nach oben und unten. Die ausgedehnte Reisetätigkeit Hadrians stellte eine extreme Ausnahme dar, die siebenjährige Abwesenheit Mark Aurels war ebenfalls ungewöhnlich und deutete schon auf die Unruhe des 3. Jahrhunderts voraus. HALFMANN gibt ein Itinerar bis 284 und analysiert auch die Wahl der Aufenthaltsorte und die Umstände kaiserlichen Reisens. Zu den beiden letzten Punkten vgl. auch F. MILLAR, *The Emperor in the Roman World (31 BC-AD 337)*, London 1992², 24–28, 31–39. Zur Bedeutung der Armee vgl. etwa SZIDAT (1989b), 237–239. R. MACMULLEN, *How to Revolt in the Roman Empire*, in: ders., *Changes in the Roman Empire*, Princeton, N. J., 1990, 198–203, gewichtet den Rückhalt in den zivilen Eliten dagegen stärker.

21 Die Abwesenheit des Princeps beeinträchtigte das politische und gesellschaftliche Leben Roms erheblich, manchmal bis zum Stillstand (s. etwa Cass. Dio LIX 24,2–8 [Caligula]; LXXII 32,1 [Mark Aurel]; Suet. Nero 23,1). Am Beispiel der Abwesenheit Trajans von Rom hat SEELENTAG (2004), 48–134, 155–171, 180–182, 198–212, das Streben des Kaisers nach militärischem Ruhm und die unvermeidlichen Kommunikationsdefizite mit der Senatsaristokratie (und dem Volk) herausgearbeitet. Die Wichtigkeit der Stadt für den Prinzipat hat insbesondere J. MARTIN, *Zum Selbstverständnis, zur Repräsentation und Macht des Kaisers in der Spätantike*, *Saeculum* 35 (1984), 121 f., betont.

22 Herodian. I 6,5: [...] ἐκεῖ τε ἡ Ῥώμη, ὅπου ποτ' ἂν ὁ βασιλεὺς ᾖ; ähnlich Paneg. XI 12,1 f. Vgl. MILLAR (1992), 40–51; F. HARTMANN, *Herrscherwechsel und Reichskrise*, Frankfurt

Hauptstadt wurde eher eine Pflichtstation, die man zwischen den Feldzügen besuchte. Die Abwesenheit war durch außenpolitische Gefahren erzwungen, aber sie verstärkte nur ihrerseits die Krise. Der Senat blieb ebenso wie das Volk in Rom zurück, der Kaiser hielt sich mehr in Lagern als in Städten auf, und selbst wenn er in einer Stadt residierte, handelte es sich immer um Aufenthalte auf Abruß: Der Augustus bemühte sich nicht mehr als unbedingt notwendig um Kurialen und lokale Bevölkerung, wozu auch, konnte er doch schon im nächsten Monat Hunderte von Kilometern entfernt sein? Und die Einheimischen wußten, daß der Reisekaiser mit seinen Soldaten, Administratoren und Höflingen spätestens mit dem Ende des Winterquartiers weiterziehen und der unmittelbare Ansprechpartner wieder verloren sein würde. Ein Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins konnte sich in einer solchen Situation nicht einstellen. Weder verspürte die eine Seite eine Notwendigkeit zu besonderen Anstrengungen, noch empfand die andere die Auszeichnung und die Privilegierung, die eine beständige Residenz des Monarchen in ihrer Stadt mit sich gebracht hätte. Die Anwesenheit des Kaisers wurde kein unabdingbarer Bestandteil städtischen Selbstgefühls. Damit fehlten die Voraussetzungen für den Aufstieg einer neuen Kapitale, die sich wie selbstverständlich bevorrechtigt gesehen hätte, über die Schicksale des Reiches und damit des Kaisers zu entscheiden.

Dem Kaisertum fehlte aber der Anker, der Ruhepunkt inmitten des gigantischen Imperiums, die Sicherheit, daß die Kontrolle über eine Stadt letztlich die Kontrolle über die Oikumene bedeutete. Kaiser konnten nicht nur überall im Reich proklamiert werden – weil man überall ‘seinen’, das heißt nahen Herrscher haben wollte –, sie mußten sich im dritten Jahrhundert nicht einmal mehr um den Besitz Roms bemühen, früher selbstverständliche Voraussetzung für allgemeine Akzeptanz. Erhob sich ein Usurpator, halfen dem Kaiser weder Volk noch Anerkennung des Senats. Seine einzige Hoffnung lag darin, daß sein Heer das des Gegners aus dem Feld schlagen würde. Deshalb wurde die Dominanz dieser Akzeptanzgruppe noch größer, als sie ohnehin schon gewesen war. Selbst unter den Angehörigen des Hofes zählten am meisten die Generäle, die mehr und mehr in einer rein militärischen Laufbahn aufstiegen, getrennt von den zivilen Eliten. Dem Kaiser war die Möglichkeit verlorengegangen, die verschiedenen Gruppen in einem zwar prekären, aber doch herstellbaren

am Main u. a. 1982, 119, 131, 158–181, 185–192, zum Bedürfnis nach Kaisernähe bei Soldaten (und Provinzialen), das öfters in die Ausrufung eines Usurpators mündete. M. HEIL, „Soldatenkaiser“ als Epochenbegriff, in: K.-P. Johne / Th. Gerhardt / U. Hartmann (Hrsgg.), *Deleto paene imperio Romano*, Stuttgart 2006, 419–425, hat zuletzt unterstrichen, wie sehr die Epoche von der Dominanz des Militärs geprägt war. Zu den Problemen und Neuansätzen des Kaisertums dieser Zeit vgl. jetzt K.-P. JOHNE, *Das Kaisertum und die Herrscherwechsel*, in: ders. (Hrsg.), *Die Zeit der Soldatenkaiser*, Berlin 2008, 583–632, und DENS. / U. HARTMANN, *Krise und Transformation des Reiches im 3. Jahrhundert*, in: ebd., 1036–1043.

Gleichgewicht von Kräften und Interessen zu halten, das ihm selbst größtmögliche Handlungsfreiheit sicherte. Für das dritte Jahrhundert läßt sich gar nicht mehr von einem Akzeptanzsystem im Flaigschen Sinne sprechen, gehören zu diesem doch immer mehrere statt nur einer wichtigen soziopolitischen Gruppe. Statt dessen geriet der Kaiser in weitgehende Abhängigkeit von dem ihn permanent umgebenden Heer und dessen Offizieren, die sich fast nach Gutdünken, ohne allzu große Rücksicht auf Herkunft und Dynastie, für einen anderen Prätendenten entscheiden oder diesen erst kreieren konnten. Im dritten Jahrhundert hörten die Menschen vom Sturz eines Kaisers oft im selben Atemzug wie von seiner Ausrufung, so fragil waren die politischen Verhältnisse geworden. Die Etablierung der Armee als alleiniger Verleiher politischer Legitimität hinderte nur noch die Existenz rivalisierender Heere, welche die Wahl des anderen regelmäßig bestritten.

Die Usurpationszahlen gingen deutlich nach oben. Zwischen Augustus und Pertinax (über 222 Jahre, von 31 v. Chr. bis 192) hatten sich 10 Usurpatoren erhoben,²³ von ihnen hatten lediglich 3 Erfolg gehabt.²⁴ Erfolg definiere ich dabei in dem Sinne, daß die Usurpatoren im ganzen Reich Akzeptanz fanden und nicht im Zuge derselben Sukzessionskrise, die sie an die Macht gebracht hatte, ihrerseits gestürzt wurden.²⁵ Ein Kaiser wie Galba fehlte zwar spätestens seit Sueton in keiner Herrscherliste, aber er vermochte es eben nur, den Thron zu gewinnen, nicht, ihn zu behaupten. 10 mag für mehr als 200 Jahre keine besonders beeindruckende Zahl sein, aber nicht zu vergessen sind die zahlreichen gescheiterten Verschwörungen am Hof. Die tatsächliche Bedrohung des Kaisers insbesondere durch die Senatsaristokratie – man denke etwa an die Pisonische Verschwörung unter Nero – war also weit intensiver, als die Zahlen suggerieren. Und, entscheidend: Die gefühlte Bedrohung oder besser: die Möglichkeit einer Erhebung war allzeit gegeben. Das Bewußtsein um die Zer-

23 Alle Angaben hier und im Folgenden nach D. KIENAST, *Römische Kaisertabelle*, Darmstadt 1996²: Scribonianus 42; Galba 68/69; Nymphidius Sabinus 68; Vitellius 69; Otho 69; Vespasian 69–79; Antonius Saturninus 89; Nerva 96–98; Avidius Cassius 175; Pertinax 192/93. Ich zähle durchgehend keine Aufrührer, die den Kaisertitel nicht annahmen (etwa Iulius Vindex oder Clodius Macer), sehr wohl aber einen erfolgreichen Verschwörer wie Nerva (s.o. S. 10). Die gescheiterten Palastintrigen und Verschwörungen bleiben ausgeklammert, einmal, weil von einer beträchtlichen Dunkelziffer auszugehen ist, zum anderen, weil die Ziele der bezeugten Konspirationen von den Quellen meist bis ins Unkenntliche entstellt wurden (zu diesem Problem knapp SZIDAT [1989b], 234 mit Anm. 15).

24 Vespasian, Nerva und Pertinax.

25 Anders definiert SZIDAT (2010), 210: „Eine Usurpation ist dann als gelungen zu betrachten, wenn nach der Erhebung zum Kaiser, d.h. nach der Investitur, Gehorsam gefordert und geleistet wird. Die Dauer der Herrschaft und der Umfang des beherrschten Territoriums spielen dabei keine Rolle.“ Das entscheidende Moment, die Überwindung des herausgeforderten Kaisers, gerät hier aus dem Blick.

brechlichkeit der eigenen Stellung ist mit Zahlen nicht völlig zu erfassen. Trotzdem ist die Steigerung während des dritten Jahrhunderts eindrucksvoll (gerechnet 193–284, von Septimius Severus bis zur Usurpation Diokletians): weit über 50 Usurpatoren,²⁶ 12 oder 13 von ihnen erfolgreich,²⁷ und das in einem Zeitraum von nicht einmal 92 Jahren.

Mehrkaisertum und monarchische Solidarität im vierten Jahrhundert

Das erste Jahrhundert der Spätantike, von 284 bis 395, sah wieder stabilere Verhältnisse. Dies war der außenpolitischen Beruhigung nicht weniger zu danken als der von Diokletian forcierten Überhöhung der kaiserlichen Stellung, die sich in einer Verschärfung des Hofzeremoniells und in einer betonten Transzendierung, das heißt einer stärkeren Einbettung des Kaisertums in außerweltliche, sakrale Begründungszusammenhänge, äußerte.²⁸ Eine wesentliche Rolle spielte auch die Regionalisierung des Kaisertums. Während der gesamten Epoche herrschten meist mehrere Augusti nebeneinander über unterschiedliche Territorien des Reiches. Die Untertanen mußten einen autoritativen Ansprechpartner nun nicht mehr am anderen Ende des riesigen Imperiums suchen, und der Kaiser konnte bei Krisen viel schneller eingreifen. Freilich blieb auch

26 Septimius Severus 193–211; Pescennius Niger 193/94; Clodius Albinus 195–197; Macrinus 217/18; Elagabal 219–222; Gellius Maximus 219; Verus 219; Seleucus ca. 218/22; Uranius ca. 218/32; Alexander Severus 222–235; Seius Sallustius 227; Taurinus ca. 222/35; Maximinus Thrax 235–238; Quartinus 235; Gordian I. und II. 238; Pupienus und Balbinus 238; Sabinianus 240; Philippus Arabs 244–249 (?); Pacatianus 248; Iotapianus 249; Silbannacus ca. 244/49; Sponsianus ca. 244/49; Decius 249–251; Priscus 250; Valens Licinianus 250; Uranius Antoninus 253/54; Aemilius Aemilianus 253; Valerian 253–260; Ingenius 260; Regalianus 260; Postumus 260–269; Macrianus und Quietus 260/61; Piso 261; Valens 261; Mussius Aemilianus 261/62; Aureolus 268; Claudius II. Gothicus 268–270; Laelianus 269; Marius 269; Victorinus 269–271; Aurelian 270–275; Tetricus I. 271–274; Domitianus 271/72; Urbanus 271/72; Septimius 271/72; Vaballathus 272; Antiochus 272; Faustinus 273; Probus 276–282; Bonosus und Proculus 280/81; Saturninus 281; Carus 282/83; Aurelius Iulianus 283; Sabinus Iulianus 284; Diokletian 284–305. Das Material ist aufbereitet bei HARTMANN (1982), 65–125, 128–140, in dessen Darstellung das erdrückende Übergewicht des Militärs sehr deutlich wird.

27 Septimius Severus, Macrinus, Elagabal, Alexander Severus, Maximinus Thrax, Pupienus und Balbinus, Philippus Arabs (?), Decius, Valerian, Aurelian, Probus, Carus, Diokletian.

28 Zeremoniell: H. LÖHKEN, *Ordines dignitatum*, Köln u. a. 1982, 65–68; KOLB (2001), 38–46. Transzendierung: F. KOLB, *Diocletian und die Erste Tetrarchie*, Berlin u. a. 1987, 15 f., 19–21, 54–66, 88–114, 118 f., 123–125, 162–176; W. KUHOFF, *Diokletian und die Epoche der Tetrarchie*, Frankfurt am Main u. a. 2001, 41–55; STRAUB (1939), 76–84. Zu den Tetrarchen und ihrem Anknüpfen an Lösungsansätze der Soldatenkaiser vgl. auch HARTMANN (1982), 192–197.

der Kaiser des vierten Jahrhunderts ein Reisekaiser, trotz der Vorliebe einzelner Herrscher für feste Residenzen. Schon der Nachfolger zog vielleicht andere Orte vor, und ohnehin, ungeachtet des Ausbaus der imperialen Verwaltung, sah der Kaiser immer noch in eigener Person nach dem Rechten, auch wenn der Bewegungsradius sich verringert hatte. Nach wie vor blieb sein engster und wichtigster Begleiter das Heer, dessen Treue durch nichts besser zu sichern war als durch eine gemeinsam bestandene Schlacht. Trotz aller Stabilisierung setzte das vierte Jahrhundert also die Muster der Soldatenkaiserzeit, die das Militär entscheidend aufgewertet hatte, in vielem fort.²⁹ Die Eliten, teilweise auch die einfachere Bevölkerung gewannen aber so weit an Bedeutung, daß sich wieder von einem Akzeptanzsystem sprechen läßt.³⁰ Die Balance der frühen Kaiserzeit wurde aber nicht annähernd wiederhergestellt, und deshalb war auch die Position des Kaisers nicht so gefestigt wie damals: In 110 Jahren ereigneten sich 23 Usurpationen, mit anderen Worten, knapp alle 5 Jahre erhob sich ein Usurpator.³¹ Das ergibt einen wesentlich besseren Durchschnitt als für die vorhergehende Epoche, in der nicht einmal 2 Jahre ohne eine neue Erhebung vergingen, aber er liegt ungleich weiter entfernt von den über 20 Jahren, die sich für die beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte ergeben.

Zwar bot die Regionalisierung des Herrschertums nun theoretisch die Möglichkeit, einen zunächst erfolgreichen Usurpator anstelle des gestürzten Mitkaisers in das Kollegium aufzunehmen und so einen Krieg zu vermeiden. Das schroffe Aufeinandertreffen der Akzeptanzansprüche hätte so vermieden werden können. In der Praxis vermochte freilich kein einziger Usurpator einen

29 Dies geht etwa deutlich aus der Analyse der Unterstützergruppen und der Position der Usurpatoren bei ELBERN (1984), 59–74, 95–98, hervor. Vgl. auch BECK (1966), 5–10; MARTIN (1997), 52. Locus classicus ist Amm. XXX 10,1 (nach dem Tod Valentinians I.): *anceps rei timebatur eventus cohortibus Gallicanis, quae non semper dicatae legitimorum principum fidei velut imperiorum arbitrae ausurae novum quoddam in tempore sperabantur hoc temptandae novitatis spes accuente, quod gestorum ignarus etiamtum Gratianus agebat tum apud Treveros.*

30 J. SZIDAT, Usurpator und Zivilbevölkerung im 4. Jhd. n.Chr., in: N. Bernard / Qu. Reichen (Hrsgg.), Gesellschaft und Gesellschaften, Bern 1982, 14–31, hat mit Recht betont, daß die Haltung der zivilen Eliten, auf Reichs- wie auf lokaler Ebene, ebenso wenig bedeutungslos war wie die des Volkes, besonders in den großen Städten (!).

31 Angaben nach KIENAST (1996) und PLRE I: Amandus (und Aelianus) 285 oder 286; Carausius 286–293; Allectus 293–297; Domitius Domitianus (und Aurelius Achilleus) 297; Iulianus ca. 297; Eugenios 303; Anonymus 303 (Euseb. Caes. hist. VIII 6,8); Konstantin I. 306–337; Maxentius 306–312; Maximian 307/08; Domitius Alexander 308–310; Maximian 310; Kalokairios 333/34; Magnentius (und Decentius) 350–353; Vetrano 350; Nepotianus 350; Silvanus 355; Julian 360–363; Prokop 365/66; Marcellus 366; Firmus 372–375; Magnus Maximus (und Flavius Victor) 383–388; Eugenius 392–394.

dauerhaften Ausgleich mit den übrigen Kaisern zu finden.³² In jedem Fall entschieden am Schluß die Waffen über den 'besseren' Anspruch. Anderes war auch gar nicht denkbar: Da die Augusti einander jeweils durch starke Loyalitätsbande – vor allem Verwandtschaft, Fürsorge des *senior Augustus*, Respekt vor dem *auctor imperii*, der einen selbst zum Kaiser erhoben hatte – verpflichtet waren, kam ein Angriff auf einen von ihnen einer Attacke auf alle gleich.³³ Wer außerhalb dieses Kreises politisch-moralischer Verpflichtung stand und trotzdem den Purpur nahm, war ein Usurpator oder, nach zeitgenössischem Sprachgebrauch, ein Tyrann. Das Stigma war deutlich.

Diesen Standpunkt vertraten nicht nur die regierenden Augusti, er war im vierten Jahrhundert offenbar Konsens bei allen Akzeptanzgruppen. Dies ist der größte Unterschied zur Zeit der Soldatenkaiser. Nur 2 von den 23 Usurpatoren setzten sich durch, und das ergibt eine wesentlich bessere Relation sowohl gegenüber dem 3. Jahrhundert (12 oder 13 von über 50) als auch gegenüber dem frühen und hohen Prinzipat (3 von 10). Hinzu kommt: Die beiden Ausnahmen, Konstantin und Julian, erhoben sich zwar gegen den Willen der Augusti, erfüllten also eindeutig die Definition eines Usurpators, aber sie gehörten der Dynastie an. Damit zählten sie, zusammen mit Maxentius, Maximian, Nepotian und Prokop, zu den Prätendenten, die dem Zirkel der ordentlichen Kaiser deutlich näherstanden als die übrigen Aspiranten. Konstantin, Sohn des allgemein anerkannten Augustus Constantius I., verletzte durch seine Proklamation 306 zwar die Regeln der Tetrarchie, aber er erhob sich nicht gegen einen einzelnen Kaiser, sondern nahm lediglich die infolge des Todes des Vaters freiwerdende Position eines Caesaren ein. Das machte es Galerius, dem ranghöchsten Kaiser, einfacher, ihn wenig später anzuerkennen.³⁴ Julian gehörte

32 An Versuchen fehlte es nicht, wie die Zusammenstellung bei ELBERN (1984), 78–87, zeigt.

33 Dies übersehen A. PABST, *Divisio regni*, Bonn 1986, 129 f., und FLAIG (1997), 27–29, wenn sie für das 4. Jahrhundert „eine völlig neue Art von Usurpation wie Möglichkeit zu ihrer Beendigung“ (PABST) postulieren. Vgl. dagegen ERRINGTON (2006), 15 f.; ferner MARTIN (1997), 47 f. In sich widersprüchlich urteilt SZIDAT (2010), 58, 180, 208 f. mit Anm. 822: eine politische Lösung, die sich nie als praktikabel erwies.

34 Die meisten Forscher folgen Lact. mort. pers. 25 und nehmen an, Konstantin sei sogar zum Augustus ausgerufen worden (vgl. TH. GRÜNEWALD, *Constantinus Maximus Augustus*, Stuttgart 1990, 13; H. BRANDT, *Konstantin der Große*, München 2006, 30–33 mit Anm. 5; KUHOFF [2001], 796–802 [mit Lit.]). Doch J. WIENAND, *Der Kaiser als Sieger*, Berlin 2012, 119–133, hat jetzt überzeugend gezeigt, daß Konstantin von Anfang an lediglich den Caesartitel in Anspruch nahm. WIENANDS weitergehender Argumentation, Konstantin habe dies mit Galerius' Segen, also als korrekt berufener tetrarchischer Caesar getan, vermag ich mich aber nicht anzuschließen. Aus Galerius' Einwilligung in Konstantins Reise zu dessen Vater läßt sich noch nicht auf „sein prinzipielles Einverständnis zur Aufnahme Constantins in das Herrscherkollegium“ (127, nach einem Vorschlag von P. STEPHENSON, *Constantine*, London 2009, 116, 330) schließen. Vor allem aber belegt Paneg. VI 8,2, daß Konstantin ohne das Einverständnis der Kaiser ausge-

nicht nur der Konstantinischen Dynastie an, sondern war mehr als vier Jahre lang der Caesar Constantius' II. gewesen, bevor er sich 360 von seinen Soldaten zum Augustus ausriefen ließ. Im Bürgerkrieg setzte er sich lediglich dank einem Zufall durch, dem unerwarteten Tod seines Konkurrenten, gewann reichsweite Akzeptanz aber nicht zuletzt deshalb, weil sich die Nachricht von seiner Anerkennung durch den sterbenden Constantius verbreitete; diese wäre weniger glaubwürdig gewesen, hätte nicht ein dynastisches Band zwischen beiden Männern bestanden.³⁵

Natürlich könnte dieser Befund etwas anders aussehen, wenn ein paar Schlachten einen anderen Ausgang erfahren hätten.³⁶ Usurpatoren wie Magnentius oder Magnus Maximus errichteten tragfähige Herrschaften, und Eugenius' Niederlage am Frigidus gegen Theodosius I. fiel so knapp aus, daß die Legende umgehend heftigstes göttliches Eingreifen zugunsten des Siegers bemühen konnte.³⁷ Trotzdem: Die monarchische Solidarität zwischen anerkannten Herrschern verhinderte während des vierten Jahrhunderts zwar nicht, daß sich Usurpatoren erhoben, aber sie erhöhte die Chance auf deren Scheitern ganz erheblich.³⁸ Maximus versuchte, nicht ungeschickt, sein Defizit zu kaschieren, indem er sich gegen den in religiöser Hinsicht zweifelhaften Valentinian II. als Verteidiger des Nizänertums gerierte – vergeblich, selbst bei nizänischen Bischöfen.³⁹ Die Sukzession im vierten Jahrhundert, so wie sie Mommsen beschreibt, war nicht nur der übliche Weg zur Herrschaft, sondern sie stellte auch, wenn man die Ausrufung durch das Heer hinzufügt, eine klare Norm ohne große Devianzbreite dar: „Der Regel nach creirt der Monarch den Monarchen, auch nach der Reichstheilung der überlebende Theilherrscher den Collegen; bei völliger Erledigung des Thrones, wie sie nach dem Tode Constantins I. und dann

rufen wurde: *universus in te* [sc. *Constantinum*] *consentit exercitus, te omnium mentes oculique signarunt et, quamquam tu ad seniores principes de summa re publica quid fieri placeret retulisses, praevenierunt studio quod illi mox iudicio probaverunt.*

35 Amm. XXI 15,2,4 f.; XXII 2,1; Paneg. III 27,4. Ob Constantius Julian wirklich zu seinem Nachfolger erklärte oder ob seine Vertrauten dies lediglich vorgaben, um bei dem neuen Machthaber gut Wetter für sich zu machen, ist umstritten, in diesem Zusammenhang aber auch gar nicht wichtig (zu diesem Punkt J. SZIDAT, Historischer Kommentar zu Ammianus Marcellinus Buch XX-XXI, Bd. 3, Stuttgart 1996, 185). Vgl. auch J. SZIDAT, Die Usurpation Julians, in: F. Paschoud / J. Szidat (Hrsgg.), Usurpationen in der Spätantike, Stuttgart 1997, 69 f.; DIEFENBACH (1996), 38 Anm. 10.

36 So argumentieren etwa FLAIG (s. u. S. 123 Anm. 1) und SZIDAT (2010), 319.

37 S. dazu u. S. 81.

38 Andere Faktoren waren etwa die Geldknappheit und die Schwierigkeit, fähige Amtsträger zu finden. Vgl. R. DELMAIRE, Les usurpateurs du Bas-Empire et le recrutement des fonctionnaires, in: F. Paschoud / J. Szidat (Hrsgg.), Usurpationen in der Spätantike, Stuttgart 1997, 111–126.

39 Avell. 39. Vgl. H. LEPPIN, Theodosius der Große, Darmstadt 2003, 102–106. Maximus' Strategie war noch in den Augen späterer nizänischer Kirchenhistoriker anrühlich: Rufin. hist. XI 16; Soz. VII 13,10.

nach dem Julians und Jovians eintraten, erfolgt die Wiederbesetzung desselben ohne Mitwirkung des Senats durch einen Wahlact der zur Zeit im kaiserlichen Hauptquartier anwesenden Offiziere und Beamten, in dem die ehemalige Imperatorenacclamation [...] mit etwas geminderter Formlosigkeit sich erneuert. Thatsächlich hat das dynastische Element auch diese Monarchie beherrscht und in dem constantischen sowie später in dem theodosischen Kaiserhaus die Nachfolge des Blutes herbeigeführt“.⁴⁰

Wenn der dynastische Gedanke aber dominierte, ließ er dem Akzeptanzsystem nur wenig Raum. Je mehr das Blut zählte, desto weniger Erfolgchancen bekamen Usurpatoren, desto bedeutungsloser wurde die dauernde (und nicht nur einmalige) Anerkennung durch die Akzeptanzgruppen. Noch drängender wird diese Schwierigkeit, wenn man mit dem weiteren und meiner Meinung nach besser geeigneten Begriff der monarchischen Solidarität operiert. Der dynastische Gedanke ist ihr einfachster und bedeutendster, aber eben keineswegs ihr einziger Ausdruck. Im vierten Jahrhundert zeigte sich das, als Gratian den ihm nicht verwandten und nicht einmal besonders nahestehenden Theodosius 379 zum Augustus erhob, ohne daß das fehlende familiäre Band dessen Stellung im geringsten beeinträchtigt hätte. Für den Untersuchungszeitraum stellt sich die Sache ein wenig anders dar: Vom späten vierten bis zum frühen siebten Jahrhundert ging dem Kaiser dank biographischem Zufall des öfteren ein zur Nachfolge geeigneter Blutsverwandter ab. Das Problem wurde keineswegs immer mit Hilfe rechtzeitiger Adoption oder Verschwägerung gelöst, sondern öfter der Nachwelt überlassen. Der neue Kaiser stellte sich deswegen aber gewöhnlich nicht weniger in eine Kontinuität zum Vorgänger. Die monarchische Solidarität war auch damals mehr als Rücksicht auf die Verwandtschaft. Der größte Unterschied zum vierten Jahrhundert bestand darin, daß sie weniger geographisch und gleichzeitig wirkte, sondern, nach dem Ende des Mehrkaisertums, eher diachron und generationenverbindend. Die monarchische Solidarität eignete sich also immer noch dazu, die Freiheit der Akzeptanzgruppen zu mindern. Welche Auswirkungen das auf das Akzeptanzsystem hatte, werde ich im Fortgang der Arbeit zu klären versuchen.

Konstantinopel und ein neues Akzeptanzsystem

Auch im fünften Jahrhundert gab es zunächst je einen Kaiser im Osten und im Westen, das Reich blieb theoretisch wie im allgemeinen Bewußtsein eine Einheit. Aber dem Westen fehlte bald die Kraft, auf die Geschicke des anderen

40 MOMMSEN (1907), 352. Vgl. auch O. SEECK, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, Bd. 5, Stuttgart 1920², 264 f.; VI 35–37; A. H. M. JONES, The Later Roman Empire 284–602, Norman 1964, 1032 f.; ELBERN (1984), 4–6, 74, 91; SZIDAT (1989b), 233.

Reichsteils einzuwirken, im Guten wie im Schlechten. Der Kaiser in Italien spielte schon wenige Jahre nach 400 keine Rolle mehr im östlichen Machtgefüge. Die Herrscher waren nicht mehr auf Augenhöhe. Honorius wollte nach dem Tod seines Bruders Arcadius 408 nach Griechenland reisen, aber dieser letzte Versuch blieb bloße Absicht, erstickt von der Fülle der eigenen Probleme.⁴¹ Dem Osten mangelte es andererseits, trotz einiger energischer Interventionen, an der Macht, mit der Zeit auch am Interesse, einen dauerhaft stabilisierenden Einfluß auszuüben und das Reich wieder in einem Wirkungszusammenhang zu vereinen. So gestaltete sich die Geschichte des Westens als eine von Verfall und Untergang. Mit der politischen Krise erhöhte sich, wenig überraschend, die Zahl der Usurpationen, die ihrerseits diese Krise verschärften. Honorius hatte in den 28 Jahren seiner Herrschaft mit 8 oder 9 Usurpationen zu kämpfen, alle davon bis auf eine zwischen 406 und 415.⁴² Die Zeiten der Soldatenkaiser waren freilich nicht zurückgekehrt, denn Honorius behauptete sich mit äußerster Mühe und starb letztlich eines natürlichen Todes. Aus dem Kampf zweier Kaiser um seine Nachfolge ging Valentinian III. siegreich hervor,⁴³ und er hatte in den drei Dekaden zwischen 425 und 455 mit keinem einzigen Usurpator zu kämpfen.⁴⁴ Doch das war weniger ein Zeichen der Erholung als ein Beleg, daß die Macht sich auf den obersten Heermeister verlagerte. In den beiden kurzatmigen letzten Dezennien nach 455 stürzten die Herrscher manchmal im Soldatenkaisertempo, aber beseitigt wurden sie nicht mehr so sehr von Usurpatoren als von Heermeistern wie Ricimer, die auch, gewöhnlich erst während des Interregnums, über die Nachfolger entschieden.⁴⁵

Nicht ganz anders, aber letztlich sehr viel erfolgreicher gestaltete sich die Entwicklung des anderen Reichsteils. Der Osten hatte über die nächsten beiden

41 S. dazu u. S. 131.

42 Alle Angaben nach DEMANDT (2007), 611 f., ELBERN (1984), 32–36, und PLRE II: Marcus 406/07; Gratian 407; Konstantin III. (und Constans) 407–411; Attalus 409/10; Maximus 409–411; Jovinus (und Sebastianus) 411–413; Heraklian 413 (?); Attalus 414/15; Maximus 420–422.

43 Wer der Usurpator war, hängt davon ab, wie man die Einheit des Reiches im Jahre 423 beurteilt: Entweder erhob sich Kaiser Johannes (423–425) gegen den wieder über das Gesamtreich herrschenden Theodosius II., worauf der mit der Entsendung seines Cousins und nunmehrigen Caesars Valentinian reagierte; oder Theodosius betrieb 424 die Usurpation Valentinians gegen den von den Akzeptanzgruppen des Westens gestützten Johannes.

44 DEMANDT (2007), 612, führt Pirrus für 428 als Usurpator auf, aber unsere einzige Quelle, die *Annales Ravennatenses* s. a. 428, sagt lediglich, daß Pirrus hingerichtet wurde; die begleitende Illustration stellt ihn in eine Reihe mit Heraklian, von dem höchst ungewiß ist, ob er ein Usurpator war, und mit Aetius, der sicher keiner war. Vgl. SZIDAT (2010), 344 Anm. 1469.

45 An Usurpatoren, die ihre Vorgänger stürzten, sind nur noch zu nennen Petronius Maximus (455) und Julius Nepos (474). Olybrius (472) war eine Kreatur Ricimers.

Jahrhunderte mit zahlreichen äußeren Feinden zu kämpfen, vor allem auf dem Balkan und an der Persergrenze. Auch an inneren Schwierigkeiten, wiederum zunächst von den Heermeistern hervorgerufen, fehlte es dem Kaiser nicht. Aber das Reich behauptete sich ohne gravierende territoriale Einbußen, mit intakter Infrastruktur und zahlreichen prosperierenden Provinzen. Das Kaisertum wahrte seine Stellung, es blieb Quelle und Mittelpunkt aller staatlichen Macht. Die Herausforderungen der einzelnen Herrscher blieben ebenfalls im Rahmen. Zwar gab es immer wieder Aufstände und Rebellionen, aber nur selten nahmen die Anführer den Augustustitel an oder beanspruchten die Macht in Konstantinopel und im Reich.⁴⁶ In 229 Jahren, vom Tod Theodosius' I. 395 bis zum endgültigen Aufbruch Herakleios' in den Perserkrieg 624, erhoben sich folgende Usurpatoren:⁴⁷

Basiliskos (und Marcus) 475/76

Zenon 476–491

Markian 479

Leontios 484

Hypatios 532

Phokas 602–610

Herakleios 610–641

Sieben Namen bedeuten, daß sich im Schnitt alle knapp 33 Jahre ein Usurpator erhob – ein Wert, der sogar den für den Prinzipat vor den Severern (über 20 Jahre) deutlich übertrifft. Mit der Erfolgsquote sieht es dafür wesentlich besser aus: Nur drei unterlagen, Markian, Leontios und Hypatios. Das heißt, mehr als die Hälfte der Usurpatoren setzte sich durch. Doch ihre Erfolge sind zu qualifizieren. Basiliskos war der angeheiratete Onkel des Kaisers gewesen, und das hatte ihm bei seiner Usurpation sicherlich genutzt. Im Verlauf seiner zwanzigmonatigen Herrschaft stieß er dann aber auf so viel Widerstand, daß sein Vorgänger Zenon, der entkommen war, ihn seinerseits stürzen konnte. Nichts belegt deutlicher, wie wichtig es war, den gestürzten Kaiser auch physisch zu vernichten. War es also vor allem monarchische Solidarität, die zunächst für Basiliskos wirkte, letztlich aber doch Zenon wieder auf den Thron verhalf? War die Besetzung des Throns damals zu einer Familienangelegenheit geworden?

46 Manchmal war es zweifellos nur frühes Mißgeschick, das größere Pläne vereitelte, und für den Kaiser war ohnehin nicht immer sofort auszumachen, worauf genau eine Erhebung zielte. Für den älteren Zenon etwa s. u. S. 509 f.

47 Als Usurpatoren betrachte ich wiederum nicht nur diejenigen, die sich, nach FLAIG, zu Lebzeiten eines Herrschers zum Gegenkaiser proklamieren ließen. Meine Argumentation ist hier analog zu jener über den Prinzipat (s.o. S. 10). Usurpator konnte auch derjenige sein, der einem beseitigten Herrscher nachfolgte, aber offensichtlich gegen dessen Wunsch. Phokas und Herakleios beteiligten sich im frühen siebten Jahrhundert intensiv am Sturz ihrer Kaiser. Aber der eine wurde erst proklamiert, als der Vorgänger gestürzt war, der andere, als er tot war.

Dieser Überlegung steht Phokas entgegen. Phokas war ein Zenturio auf dem Balkan, und er hatte weder verwandtschaftliche noch sonstige Bindungen zu den oberen Zehntausend. Daß ein solcher Mann dennoch auf den Thron gelangen konnte, scheint der beste einzelne Beleg für die Existenz eines Akzeptanzsystems zu sein. Allerdings gibt es ein Problem: Phokas wurde seinerseits von Herakleios gestürzt, einem gutvernetzten Mitglied der Aristokratie, also einem wieder typischen Usurpator. Es ließe sich nun argumentieren, daß Herakleios nur deswegen Erfolg hatte, weil Phokas nie die Unterstützung der Akzeptanzgruppen gewinnen konnte. Tatsächlich stilisierte Herakleios seine Unternehmung als Rache für den 602 gestürzten Maurikios. Aber Propaganda ist kein Beleg, und acht Jahre Herrschaft scheinen eine allzu ausgedehnte Zeit für jemanden, der sich angeblich nicht durchsetzen konnte. Wir wissen allerdings von einigen innenpolitischen Schwierigkeiten, mit denen Phokas zu kämpfen hatte. Das legt eine innere Verbindung zwischen den Usurpationen von 602 und 610 nahe.

Klarheit kann nur eine ausführliche Analyse des Schicksals von Basiliskos und Phokas bringen. Die Spannung zwischen der monarchischen Solidarität und der Herausforderbarkeit des Kaisers will ich in diesem Buch, wie gesagt, ohnehin grundsätzlich abwägen. Denn: Galt die geordnete Herrschaftsweitergabe innerhalb einer Familie oder wenigstens von einem Kaiser zum anderen als eine Norm, deren Verletzung nicht wiedergutzumachen war, vermochte kein Usurpator auf Dauer zu bestehen. Von einem Akzeptanzsystem könnte dann kaum die Rede sein, eher von einer Erbmonarchie mit manchen Zügen eines Akzeptanzsystems.

Die Untersuchung von Usurpationen lehrt, ob ein Akzeptanzsystem überhaupt existierte. Für seine Ausformung hat sie aber nur einen begrenzten analytischen Wert. Das Wirken des Akzeptanzsystems zeigt sich ja nicht erst darin, daß die Zustimmung zu einem Kaiser zusammenbricht, sondern in der bloßen Möglichkeit des Zusammenbruchs. Es manifestiert sich deshalb vor allem in den kaiserlichen Akten, die dieses Szenario verhindern sollen: der aufmunternden Ansprache an die Soldaten, auch wenn kein Krieg ansteht; der höflichen Kommunikation mit und der respektvollen Geste vor dem Volk; der Reverenz vor der Würde der Patrizier und Senatoren; der gelegentlichen politischen Konzession gegenüber der geistlichen Autorität des Bischofs. Derartige Interaktion gilt es also besonders zu beachten.

All dies fand in Konstantinopel statt. Das Jahr 395 ist weniger deswegen ein Epochenjahr, weil das Reich nie mehr faktisch in einer Hand zusammengefaßt wurde, sondern weil einer der Kaiser das Reisen aufgab und sich für immer in einer Großstadt als Residenz niederließ. Hans-Georg Beck kommt das Verdienst zu, als erster darauf hingewiesen zu haben, wie sehr der Faktor Konstantinopel das soziopolitische System veränderte. Jochen Martin hat darauf aufgebaut und betont, daß der Schritt nach Konstantinopel vielleicht wie kein

anderer zur Behauptung des Ostens beigetragen hat.⁴⁸ Sicherlich, die Völkerwanderung traf diesen Reichsteil nicht so hart wie den Westen, die ökonomischen Voraussetzungen waren besser, die grundbesitzenden Oberschichten waren leichter für den Staat in die Pflicht zu nehmen, aber wesentlich war eben auch die Rettung des Kaisertums vor der Dominanz des eigenen Militärs. Die Bedingungen der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte waren erneuert. Wie in Rom gab es ein großstädtisches Beziehungsnetz mit den Akzeptanzgruppen Volk, Aristokratie und (immer noch) Armee. Hinzu kam, im christlichen Imperium, eine weitere Gruppe, die Geistlichkeit: Bischof, Mönche und fromme Asketen.

Ein zweiter Unterschied, und wahrscheinlich einer, der erklärt, daß die Zahl der Usurpatoren so niedrig lag, bestand in der wesentlich stärkeren Konzentration auf die Kapitale. Der Princeps hatte Rom durchaus für längere Aufenthalte verlassen, die Jahre dauern konnten. Das war ein Tribut an die Akzeptanzgruppen außerhalb der Stadt gewesen, insbesondere an die Grenzarmeen. Der Kaiser in Konstantinopel dagegen führte nicht mehr in Person Krieg. Dadurch schaffte er es, das Reich außerhalb der Hauptstadt zu marginalisieren, was Machtgewinnung und Machtbehauptung betraf. Noch einmal wurde zwar ein Usurpator in den Provinzen ausgerufen – Leontios –, aber der entscheidende Erfolg auf dem Weg zur Alleinherrschaft bestand nicht in einer siegreichen Schlacht gegen den Kaiser, sondern im Jubel der Konstantinopolitaner. Solange der Kaiser die Stadt unter Kontrolle behielt, bestritt ihm niemand, auch in den Provinzen nicht, daß er Herrscher über das Römische Reich war. Leontios fand selbst in den Ostprovinzen, wo er proklamiert worden war, kaum Unterstützung, seine Herrschaft brach nach 60 Tagen zusammen.⁴⁹ Die überragende Bedeutung Konstantinopels fand ihren sichtbarsten Ausdruck darin, daß der Kaiser seine Hauptstadt für mehr als 200 Jahre nur selten und nie für länger verließ.

Eine Konsequenz war eine klare Hierarchisierung der Bedürfnisse der Konstantinopolitaner und der übrigen Untertanen. Sosehr der Kaiser der Wohlfahrt des gesamten Reiches verpflichtet war, sowenig war es zu vermeiden, daß er seine Prioritäten bei der Regierung des Imperiums an Sicherheit und Zufriedenheit der Hauptstädter ausrichtete, weil diese nämlich seine eigene Sicherheit und Zufriedenheit garantierten. Außenpolitische Krisen wirkten sich nicht mehr unmittelbar auf die Stabilität der Regierung aus, solange sie nicht die

48 BECK (1966), 18, 22–29; DERS., Konstantinopel, *ByzZ* 58 (1965), 36–38 (zum Volk); MARTIN (1997), 53–56, 60–62; DERS. (1995), 98, 102–104, 201 f. Vgl. auch DENS. (1984), 129–131 (insbesondere zur Rolle des Volkes); FLAIG (1997), 23–26 (zu Armee und Volk). Zur Bedeutung des Volkes vgl. auch schon die knappen Bemerkungen B. RUBINS, *Das Zeitalter Justinians*, Bd. 1, Berlin 1960, 127.

49 Ein deutlicher Unterschied zum 4. Jahrhundert, als Kaiser noch überall im Reich proklamiert werden konnten. Vgl. dazu ELBERN (1984), 40 f., 43–46, 59–61.

Hauptstadt, sondern nur die Grenzprovinzen bedrohten. Meist war das der Fall. Unruhen in Antiocheia oder Barbareneinfälle in der Kyrenaika – alles schlimm und besorgniserregend, gewiß. Doch nicht nur die Distanzen hinderten den Kaiser oft an effektivem Eingreifen, sondern auch das Wissen, daß auf kurze Sicht keine existentiellen Interessen betroffen waren. Daß der Kaiser stets ein Auge auf Alexandria hatte und dessen meist eigenwilligen Bischof oft mit Samthandschuhen anfaßte, hat deshalb auch weniger mit besonderem Respekt vor der Stadt am Nil zu tun. Vielmehr lief der Getreidenachschub für Konstantinopel größtenteils über den Hafen von Alexandria, und wenn der durch innerstädtische Auseinandersetzungen unterbrochen wurde, hatte der Kaiser ein paar Wochen später tatsächlich ein existentielles Problem.⁵⁰

Die Kategorisierung der kaiserlichen Herrschaft in Konstantinopel als Akzeptanzsystem findet immer mehr Anhänger. Aber soweit ich sehe, hat noch niemand danach gefragt, wie diese Neuinterpretation zu unserem Bild vom spätantiken Kaiser im allgemeinen paßt. Die Antwort kann nur lauten: schlecht. Interessanterweise äußerte sich Flaig selbst in seinem Buch von 1992 sehr skeptisch zur Übertragbarkeit des Akzeptanzsystems auf die Spätantike, insbesondere auf Byzanz: Einmal habe das Hofzeremoniell persönliche Kommunikation mit dem Volk verhindert. Zum anderen sei die Herrschaft zunehmend paternalistischer geworden, wie gegenüber Kindern, die nicht ganz voll zu nehmen sind. Kaiserliche Leistungen seien kaum noch intensiv eingefordert worden, da das Kaisertum sich 'immunisiert' habe, aus überkommenen Beziehungsgeflechten „entrückt“ worden sei, nicht zuletzt wegen des Christentums.⁵¹

50 Nur ein Beispiel: In Alexandria kam es nach dem Konzil von Chalkedon zu schweren Unruhen, und die Gegner des Kaisers suchten 452 oder 453 die Getreidezufuhr nach Konstantinopel zu unterbrechen, um Druck auf die Regierung auszuüben. Markian kam ihnen jedoch zuvor, leitete die Lieferungen nach Pelusion um und sicherte so die Versorgung der Stadt. Als Nebeneffekt schnitt er seinerseits Alexandria ab, und die hungernden Einwohner mußten einlenken (Theod. Lect. epit. 362; Theoph. Conf. a. m. 5945 [p. 106 f.]). Vgl. GREGORY (1979), 186 f. Allgemein zur Getreideversorgung J.-M. CARRIÉ, *L'institution annonaire de la première à la deuxième Rome : continuité et innovation*, in: B. Marin / C. Virlouvet (Hrsgg.), *Nourrir les cités de Méditerranée*, Paris 2003, 153–211; JONES (1964a), 696–698, 701; J. KARAYANNOPULOS, *Das Finanzwesen des frühbyzantinischen Staates*, München 1958, 106–112; J. L. TEALL, *The Grain Supply of the Byzantine Empire, 330–1025*, DOP 13 (1959), 135–137.

51 FLAIG (1992), 78, 90 f., 200. Andere Einschätzungen, etwa daß der Kaiser eine für alle verbindliche Entscheidung über die Herrschaftsbefugnis, also die Nachfolge, habe treffen können, „im Westen partiell, im Osten in höherem Maße“ (194), oder daß sich eine „enge dynastische Legitimität“ ausgebildet habe (200 f. mit Anm. 76, 202 Anm. 80), korrigierte FLAIG in seinem Aufsatz von 1997. Zu den im Text genannten Punkten nahm er jedoch keine Stellung, außer der knappen Bemerkung: „Diese Abhängigkeit der kaiserlichen Person von der Akzeptanz durch die hauptstädtische Bürgerschaft beschränkte den theokratischen Anspruch der Ostkaiser außerordentlich“ (26). Was bedeutet das und welche Konsequenzen hat es?

Flaig sprach damit zwei entscheidende Reibungspunkte an. Tatsächlich sind Abschottung durch das Zeremoniell und sakrale Legitimation nach allgemeiner Ansicht zwei wesentliche Charakteristika des spätantiken Herrschertums, auch nach Meinung derer, die vom Akzeptanzsystem sprechen. Aber was ist eine religiöse Legitimierung wert, wenn der Legitimierte von der Unterstützung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen abhängt? Umgekehrt: Kann man die Bezeichnung Akzeptanzsystem auf eine Herrschaftsform anwenden, in der Geltungsansprüche, die im Transzendenten und damit im Unverfügbaren wurzeln, eine derart große Rolle spielen? Göttliche, nicht staatsrechtliche Legitimation erscheint so als Gegenpol zur Akzeptanz. Was das Hofzeremoniell betrifft: Das Akzeptanzsystem setzt direkte Interaktion zwischen Herrscher und relevanten gesellschaftlichen Gruppen voraus, da es um die Akzeptanz nicht einer Institution, sondern einer Person geht. Diese Begegnungen können aber kaum stattfinden, wenn der Kaiser hinter verschlossenen Türen sitzt.

Diese Widersprüche sind in der Forschung nicht thematisiert worden, obwohl sie ein großes Fragezeichen hinter das Akzeptanzsystem der Spätantike setzen.⁵² Unversehens ist im Verlauf der Einleitung die zunächst gewonnene Sicherheit über das soziopolitische System prekär geworden. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Ich gehe immer noch davon aus, daß es sich um ein Akzeptanzsystem handelte, auch wenn diese Annahme natürlich zunächst eine widerlegbare Hypothese ist. Aber auch wenn sie sich bestätigt, zeichnet sich doch jetzt schon ab, daß die alten Verhältnisse in Konstantinopel nicht einfach fortgeschrieben wurden, daß also das stadtrömische Politikmodell nicht mit ein paar kleinen Variationen auferstand. Es war wohl eher ein ganz neues Akzeptanzsystem, das sich da am Bosporos ausbildete, eines, das von spezifisch spätantiken Rahmenbedingungen geformt wurde. Wie das Ergebnis aussah und warum es so aussah, darum geht es in diesem Buch.

52 Bei MARTIN (1995), 100–105, stehen sakrale Legitimierung, Zeremoniell und Akzeptanzsystem ziemlich unverbunden nebeneinander. Widersprüche können nicht ausbleiben: „Wenn nun kaiserliche Macht als gottvermittelt galt, dann war sie im Prinzip von der Anerkennung durch die Menschen unabhängig, war charismatisches Herrschertum, das sein Charisma durch Leistung und Erfolg erweisen mußte, überholt“ (100 f.). „Ganz im Sinne der hellenistischen Tradition forderte das Volk also den charismatischen Kaiser, dessen Göttlichkeit sich in Taten zeigen, erscheinen sollte“ (102). „Durch die Einbindung des Kaisers in die Hauptstadt wird der Kaiser als charismatischer Herrscher herausgefordert und zugleich ein Schutzwall errichtet gegen ein reines Militärkaiser-tum“ (104).

Die Einheit des Untersuchungszeitraums

Wesentliche Bedingung eines Akzeptanzsystems ist, daß sich ihm der Herrscher nicht nach Belieben entziehen kann. Das gilt auch und sogar zunächst in einem schlichten geographischen Sinn. Da es um ein städtisches Akzeptanzsystem geht, hat die Untersuchung der Zeitspanne zu gelten, in welcher der Kaiser sich fast ununterbrochen in Konstantinopel aufhielt. Sie reicht vom Tod Theodosius' I. 395 bis zum zweiten und endgültigen Aufbruch Herakleios' in den Perserkrieg 624. Das erste Jahr markiert die Teilung des Römischen Reiches, in einen Osten unter Arcadius und einen Westen unter Honorius. Sosehr dieses Datum mit Recht relativiert worden ist – weder wußten die Zeitgenossen etwas von einer Teilung, noch entstanden plötzlich zwei voneinander getrennte Staatswesen –, bezeichnet es auf der anderen Seite doch die Etablierung eines separaten Kaisers in Konstantinopel. Mit dem zweiten Jahr gehe ich über die traditionelle Scheide von Justinians Tod 565 hinaus, die in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft gewöhnlich als äußerste Epochengrenze der Antike gewählt wird.⁵³ Doch mit dem Tod Justinians änderte sich zunächst nicht viel, der allmähliche Verlust von Teilen Italiens traf nicht den Kern des Reiches; hier das Ende der Antike anzusetzen verrät eine westlich-lateinische Perspektive. Eine ungleich stärkere Erschütterung brachte im siebten Jahrhundert der Verlust der Levante mit sich. Ägypten und Syrien fielen an die Perser, Herakleios verließ Konstantinopel und eroberte heroisch alles zurück, nur um mitansehen zu müssen, wie die Araber dieselben Territorien erneut besetzten, diesmal für immer. Die Einheit des Mittelmeerraums zerbrach, und das Römische Reich, das sich aus dem langen (und quellenarmen) Existenzkampf des siebten Jahrhunderts eher unerwartet wieder erhob, hatte sein Gesicht fundamental gewandelt, auch wenn die Kaiser nun wieder begannen, regelmäßig in Konstantinopel zu residieren. Ebenso war die Stadt selbst eine andere geworden: Die Bevölkerung war stark geschrumpft, die Infrastruktur hatte sich deutlich verschlechtert, die Monumente von einst wurden angestaunt, ohne daß man verstand, was sie bedeuteten oder wie sie errichtet worden waren. Die lebendige Tradition der Antike war erloschen, aus Konstantinopel war Byzanz geworden.⁵⁴

53 Vgl. den Forschungsüberblick bei P. SCHREINER, *Byzanz 565–1453*, München 2008³, 148 f.

54 H. PIRENNE hat den Untergang der antiken Mittelmeerwelt auf den Islam zurückgeführt, meines Erachtens zu Recht: *Mahomet et Charlemagne*, RBPh 1 (1922), 77–86; *Mahomet et Charlemagne*, Paris u. a. 1937, 54 f., 123–132, 143, 162 f., 260 f. Wie sehr sich das Byzanz des 8. Jahrhunderts vom Römerreich des 6. unterschied, ist zwar heftig umstritten. Daß das 7. Jahrhundert aber einen deutlichen Einschnitt markiert, darüber herrscht bei aller unterschiedlichen Gewichtung doch weitgehend Einigkeit. Vgl. etwa A. KAZHDAN / A. CUTLER, *Continuity and Discontinuity in Byzantine History*, *Byzantion* 52 (1982), 429–478; W. TREADGOLD, *The Break in Byzantium and the Gap in Byzantine*

Die englischsprachige Tradition zieht die Grenzen der Spätantike konsequenterweise weiter als die deutsche.⁵⁵ Und auch die Byzantinistik spricht die Jahrhunderte zwischen Diokletian bzw. Konstantin und Herakleios meist als spätantike oder frühbyzantinische an. Ob man die Epoche eher als Ende der Antike oder als Beginn von Byzanz auffaßt,⁵⁶ ist nicht zu entscheiden und kommt ganz auf die gewählte Perspektive an. Ich betrachte sie hier als letzten Teil des Altertums.

Beinahe 230 Jahre sind eine sehr lange Zeit, in der sich vieles verändert. 395 war der Kampf zwischen Christentum und alten Kulturen endgültig entschieden. Zwar gab es noch genügend Anhänger der paganen Religionen, aber in den Städten ging ihre Anzahl deutlich zurück. In Konstantinopel geschah das naturgemäß noch schneller: Das christliche Bekenntnis wurde schon früh im fünften Jahrhundert unabdingbar für Einfluß und Karriere, und nicht nur das, das gesamte öffentliche und private Leben, das bereits stark von der neuen

Studies, ByzF 15 (1990), 289–316; S. S. FAROUK, Reassessing Views Regarding the „Dark Ages“ of Byzantium (650–850), Byzantion 76 (2006), 115–152. Die umfassendste Darstellung gibt J. F. HALDON, Byzantium in the Seventh Century, Cambridge u. a. 1997². Zu den Veränderungen in Konstantinopel vgl. C. MANGO, Le développement urbain de Constantinople (IV^e–VII^e siècles), Paris 1990², 53–61, 72.

- 55 Gibbon machte bekanntlich erst 1453 Schluß. J. B. BURY führte seine erste Geschichte des spätrömischen Reiches immer noch bis zum Jahr 800, erst die zweite ließ er 565 enden, aber das offenbar eher aus Platzgründen als aus einer grundsätzlich gewandelten Sicht auf die Verhältnisse heraus (History of the Later Roman Empire from the Death of Theodosius I. to the Death of Justinian (A.D. 395 to A.D. 565), Bd. 1, London 1923, IX). Den heutigen Standard hat 1964 A. H. M. JONES gesetzt: The Later Roman Empire 284–602. JONES, V, sah 602 den „collapse of the East“ beginnen, und er verwies ebenso auf die abrupte Verschlechterung der Quellenlage: 602 endet die *Geschichte* Theophylaktos Simokates, des letzten Historikers in der klassischen Tradition (vgl. auch W. E. KAEGI, Byzantine Studies Present and Future, ByzF 28 [2004], 248) – was man schon an sich als Ende einer Epoche ansehen kann. Von JONES' Vorgabe wird meist nur leicht, wenn überhaupt, abgewichen. Die *Prosopography of the Later Roman Empire* endet mit Herakleios' Todesjahr 641, und die zweite Auflage der *Cambridge Ancient History* reicht in ihrem letzten Band (2000) bis zum Jahr 600. Vgl. daneben etwa S. MITCHELL, A History of the Later Roman Empire AD 284–641, Malden, Mass., u. a. 2007. A. CAMERON, The Mediterranean World in Late Antiquity 395–700 AD, London u. a. 2012², XI, 4, 208–210, schließt die Etablierung des Islams ausdrücklich mit ein. Die erste Auflage des Buches von 1993 hieß noch The Mediterranean World in Late Antiquity AD 395–600. Zum Stand der Debatte in der englischsprachigen Welt vgl. DIES., The 'Long' Late Antiquity: a Late Twentieth-Century Model, in: T. P. Wiseman (Hrsg.), Classics in Progress, Oxford 2002, 168 f., 190 f.; A. MARCONE, A Long Late Antiquity?, JLA 1 (2008), 4–19. Einen guten Forschungsüberblick gibt DERS., La Tarda Antichità e le sue periodizzazioni, RSI 112 (2000), 318–334.
- 56 Spätantik: SCHREINER (2008), 3 f., 148 f. Byzantinisch: P. WIRTH, Grundzüge der byzantinischen Geschichte, Darmstadt 1997³, 3 f.; DIEFENBACH (1996), 36. Vgl. auch die souveränen Bemerkungen von A. HEUSS, Antike und Spätantike, in: J. Kunisch (Hrsg.), Spätzeit, Berlin 1990, 72–74.

Religion geprägt war, wurde bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts weitgehend christianisiert. Zeugnis dafür legten die Kirchenbauten ebenso ab wie die Christianisierung des öffentlichen Diskurses, das Wachstum der Klöster wie die staatliche Anerkennung des Kirchenasyls als einer verbindlichen Norm.⁵⁷ Das christliche Konstantinopel wandelte sich weiter, was zum Beispiel in Phänomenen wie der zunehmenden Bilderverehrung zu greifen ist, der Liturgisierung oder dem Aufstieg Marias: Von einer Randfigur in Schrift und religiöser Praxis wurde sie, gerade durch die christologischen Auseinandersetzungen der Konzile von Ephesos und Chalkedon, zur unverzichtbaren und hochgeehrten Gottesgebärerin, schließlich sogar zur Schutzherrin der Stadt, die 626 persönlich die Belagerung der Awaren und Perser sprengte. Vom antiken Erbe blieb zuletzt nur eine Hülle übrig, die christliche Idee wurde zur einzigen Wahrheit, die Welt war eine mittelalterliche.⁵⁸

Wandel ist immer. Doch trotz aller mentalen und baulichen Veränderungen blieben die Grundlagen des öffentlichen Lebens zwischen 395 und 624 dieselben. Ein Besucher aus dem beginnenden fünften Jahrhundert hätte sich wohl bald im Konstantinopel des frühen siebten Jahrhunderts zurechtgefunden.⁵⁹ Konstantinopel war eine Weltmetropole, die dauernde Residenz des Kaisers, christliches Zentrum eines christlichen Imperiums, das immer noch die Mittelmeerwelt dirigierte. Vor 395 war das anders gewesen, und nach 624 sollte es wieder anders werden, vom Status als Weltmetropole einmal abgesehen. In den Jahrhunderten dazwischen aber gab es keine Brüche, keine äußeren und keine inneren. Die Einwohnerschaft zerfiel in verschiedene Gruppen, die in ihrer sozialen Zusammensetzung gleich und deren Bedürfnisse konstant blieben. Das Volk verlangte nach Versorgung, die Armee wünschte das gleiche, dazu ent-

57 Zum 'closing in' des Diskurses und der intellektuellen Horizonte A. CAMERON, *Christianity and the Rhetoric of Empire*, Berkeley u.a. 1991, 189–221. Das Kirchenasyl entwickelte sich im Laufe des 4. Jahrhunderts, wurde aber erst unter Theodosius II. allgemein anerkannt – was nicht ausschloß, daß die Kaiser sich auch später darüber hinwegsetzten, vor allem wenn es um Verräter und Usurpatoren ging. Vgl. A. DUCLOUX, *Ad ecclesiam confugere*, Paris 1994; E. HERMAN, *Zum Asylrecht im byzantinischen Reich*, OCP 1 (1935), 204–238 (mit zahlreichen Beispielen); C. RAPP, *Holy Bishops in Late Antiquity*, Berkeley 2005, 253–259; M. DREHER, *Die Ursprünge des Kirchenasyls und die Gesetzgebung Theodosius' II.*, in: H.-U. Wiemer (Hrsg.), *Staatlichkeit und politisches Handeln in der römischen Kaiserzeit*, Berlin u.a. 2006, 151–174.

58 Zur Bilderverehrung und zu Maria vgl. jetzt die ausführliche Analyse von M. MEIER, *Das andere Zeitalter Justinians*, Göttingen 2003, 502–560, speziell zu Maria CAMERON (1991), 165–170, 201 f., 212 f. (mit Lit.), DIES., *The Cult of the Virgin in Late Antiquity: Religious Development and Myth-Making*, in: R. N. Swanson (Hrsg.), *The Church and Mary*, Woodbridge u.a. 2004, 1–21, und den knappen Überblick von G. A. B. SCHNEEWEISS, *Marienlexikon* 3 (1991), 623–627 s. v. Konstantinopel.

59 Vgl. PIRENNE (1937), 260: „Constantinople, le centre du monde. En 600, le monde n'a pas pris une physionomie qualitativement différente de celle qu'il avait en 400.“

schlossene Führung, die Eliten begehrten Pfründe und eine Teilhabe an der Staatsverwaltung, Bischof und Mönche wollten christliche bzw. kirchliche Normen eingehalten und durchgesetzt sehen, und alle zusammen erwarteten Statusanerkennung und einen rechten, christlichen Kaiser. Trotz aller Verchristlichung und Identifikation mit dem Willen Gottes sah sich Herakleios nicht weniger als Arcadius mit den immergleichen Forderungen der Bewohner seiner Hauptstadt konfrontiert.

Für den Aufbau des Buches hat dieser Umstand wichtige Konsequenzen. Die innere Einheit der Epoche befreit mich von der Pflicht zu einer chronologischen Darstellung, welche Genese und Veränderung des Akzeptanzsystems herausarbeiten würde. Eine solche liefe Gefahr, nur eine weitere Kaisergeschichte zu bieten, die sich schlimmstenfalls in Nebensächlichkeiten und im Hofklatsch verlore. Ich wähle statt dessen eine systematische Präsentation. Sie erlaubt eher, das Wesentliche zu sehen und zu analysieren. Die Systematik folgt nicht Orten – etwa: der Hippodrom, die Kirchen, der Palast –, auch nicht Situationen: die Prozession, die Kaiserproklamation, die Elitenbegrüßung. Manches davon ist bereits in guten Untersuchungen dargestellt,⁶⁰ vor allem aber würden solche Anordnungskriterien meinem Anliegen nicht gerecht: Ich betrachte den soziopolitischen Kosmos Konstantinopels als Akzeptanzsystem, also muß die Gliederung nach Kommunikationsbeziehungen erfolgen.

Die Akzeptanzgruppen

Plebs urbana, Senatoren, Heer – ihnen widmete schon Flaig eigene Kapitel und nicht anders ist es hier. Freilich ist es nicht damit getan, die Akzeptanzgruppen des Prinzipats unbesehen zu übernehmen. In der Spätantike war manches anders, auch wenn es oft noch denselben Namen trug. Was das Volk, die Eliten, die Armee im Folgenden sein sollen, ist also zunächst einmal zu definieren. Außerdem tritt mit der Geistlichkeit ein neuer soziopolitischer Faktor hinzu, der, so wenigstens die Arbeitshypothese, auch als Akzeptanzgruppe begriffen werden kann. Sie ist, wegen der Neuheit, aber auch wegen ihrer Diversität, gleich etwas ausführlicher vorzustellen. Aber auch für die anderen Gruppen will ich kurz umreißen, was ihre Beziehung zum Kaiser auszeichnete und welche Interessen sie leiteten. Keine von ihnen war ein Akzeptanzautomat, der dem Kaiser bei Erfüllung gewisser Bedürfnisse Zustimmung bescheinigte, sondern ein Konglomerat von Menschen, die Untergruppen bildeten und natürlich auch

60 Statt hier einen bibliographischen Friedhof anzulegen, werde ich die einschlägige Literatur an dem Ort nennen, an dem der dazugehörige Gegenstand ausführlicher zur Sprache kommt.

ganz individuelle Anliegen verfolgten, die mit den Gruppeninteressen nicht übereinstimmen mußten.

Zunächst zur Armee. Sie war die dominierende Akzeptanzgruppe des dritten und vierten Jahrhunderts gewesen. Dieser herausgehobene Status ging ihr mit dem Rückzug des Kaisers nach Konstantinopel verloren. Der Herrscher führte nicht mehr persönlich Krieg, der Großteil des Heeres stand außerhalb, ja fern der Hauptstadt. Das bedeutete nicht bloß, daß das Militär den Kaiser nicht mehr spontan stürzen konnte, sondern auch, daß nur noch eine ziemlich kleine Zahl von Soldaten überhaupt in regelmäßigem Kontakt mit dem obersten Anführer stand. Es fehlte also an der Erfahrung der Gemeinschaft mit dem Kaiser, an der Gelegenheit, unter seinen Augen große Taten zu vollbringen. Die Loyalitätsbande lockerten sich vermutlich, und das schlug sich in Rebellionen nieder, die den Kaiser zwar nicht sofort beseitigen, aber in einen 'Marsch auf Konstantinopel' münden konnten. Ein solches meuterndes Heer löste 602 von der Donau kommend den Sturz von Maurikios aus, der Rädelsführer Phokas wurde Kaiser.

Umgekehrt wurden die Einheiten, die in Konstantinopel standen, noch einmal aufgewertet, sie waren eine Elite, schon deswegen, weil unter ihnen die Leibgarden waren. Verschaffte ihnen diese Stellung einen besonderen Einfluß in der Stadt, mußten Kaiser wie Bittsteller in ihre Quartiere kommen, agierten die Soldaten bei Gelegenheit als Ordnungsmacht gegenüber den anderen Akzeptanzgruppen, insbesondere gegenüber dem Volk? Die stadtrömischen Prätorianer hatten sich eine solche Position mitunter erobert. Gelang ihren Konstantinopolitanern Nachfolgern ähnliches, dann hätte der Kaiser die Nöte des Feldlagers lediglich gegen die Enge der Kaserne getauscht. Falls es ihm aber gelang, Insubordinationen zu verhindern, wie stellte er das an, als unkriegerischer Kaiser?

Das Volk ist die nächste Akzeptanzgruppe. Es setzte sich aus denen zusammen, die nicht zur Armee, zur Geistlichkeit oder zu den Eliten gehörten. Diese ausschließende Definition hilft weiter für Soldaten und Klerus, da hier die Grenzen klar bezeichnet waren. Gegenüber den Eliten ist sie vager. Timothy E. Gregory definierte das Volk als diejenigen, die „no institutionalized large-scale authority“ innehatten.⁶¹ Auch dieses Kriterium kann eine gewisse Unschärfe nicht vermeiden, und es schließt die Führer der berühmten Zirkusparteien aus, die, wie manches Beispiel zeigen wird, bei Gelegenheit über ganz erhebliche Macht verfügten. Es empfiehlt sich statt dessen eine Definition über die Kommunikationsbeziehung: All diejenigen, die nicht erwarten durften, beim Kaiser zur Audienz vorgelassen zu werden, bildeten das Volk von Konstantinopel. Das schließt nicht aus, daß bei Gelegenheit doch 'ein Mann aus dem Volke' einbestellt wurde, aber ein solcher Zugang eröffnete sich für den Be-

61 GREGORY (1979), 9.

troffenen stets unverhofft, und seine Gewährung und Aufrechterhaltung lag ganz im Belieben des Kaisers. Auf der anderen Seite erfolgt die Abgrenzung nicht nach rein juristischen Kategorien, welche die Komplexität der städtischen Gesellschaft kaum korrekt einfangen, und auch nicht nach finanziellen, die den Blick von vornherein auf 'die Armen' verengen würden.

Das Volk bestand also nicht nur aus einem besitzlosen Proletariat, sondern setzte sich aus verschiedenen sozialen Gruppen und Grüppchen zusammen. Natürlich wurde nicht jeder einzelne, nicht jede Untergruppe aktiv, aber es gab doch regelmäßige kollektive Aktionen, in denen dem Anspruch nach der Wille des gesamten Volkes zum Ausdruck kam. Bei Gelegenheit konnte dieses (Teil-) Volk zum Mob werden. Nicht zu häufig, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit wurde der Kaiser beleidigt oder mit Steinen beworfen – erstaunlich für einen 'byzantinischen' Herrscher, der angeblich hinter den Mauern seines Palasts lebte! Was aber bedeuteten diese Unmutsbekundungen des Volkes, insbesondere die gewaltsamen? Sie deuten darauf hin, daß das Volk nicht über eine adäquate Möglichkeit verfügte, seinen Willen zu artikulieren – all die Sprechchöre, Straßenkämpfe und Aufstände wären nämlich nicht notwendig gewesen, hätte sich Unzufriedenheit auf eine andere, gefahrlosere Weise entladen können. Ramsay MacMullen hat diesen Eindruck glänzend formuliert: „It was only, or largely, because people felt themselves quite powerless in all normal ways that they resorted to the abnormal to express their wishes. [...] extreme expressions of some wish testify to the frustrating of that wish and probably many others as well for a long time prior. They had been pent up. Hence the force behind them when they could at last find an outlet.“⁶² Die Volksversammlung hatte schon der frühe Prinzipat abgeschafft. Zwar konnte das Volk dafür im Hippodrom mit dem Kaiser kommunizieren, aber die eben geäußerte Vermutung wird von der Existenz dieser Interaktionsform nicht widerlegt. Es war vielleicht schlicht so, daß die Sprechchöre und Dialoge des Zirkus als ungenügend empfunden wurden. Die gewaltsamen Ausbrüche können in dieser Perspektive also nicht als 'normal' eingeordnet und abgehakt werden, schlicht weil sie häufig vorkamen. Das wirft die Frage auf, ob das Akzeptanzsystem nicht zutiefst fehlerbehaftet war, wenn es eine soziale Gruppe so weit zurückstellte, daß diese sich regelmäßig nur mit Gewalt helfen konnte. Andererseits: Gehört es nicht zum Wesen eines Akzeptanzsystems, daß die Akzeptanz auch zeitweise (also nicht für immer) entzogen wird, um den Herrscher deutlich aufzufordern, endlich den eigenen Status anzuerkennen und geäußerte Wünsche zu erfüllen? Halfen Sprechchöre nicht, dann blieb dem Volk eigentlich kaum mehr etwas anderes übrig als Gewalt. Für ein Urteil über die Systemwidrigkeit solcher

62 R. MACMULLEN, Response, in: H. Chadwick, *The Role of the Christian Bishop in Ancient Society*, Berkeley, Ca., 1980, 25.

Proteste sind also auch die Vorgeschichte und die Reaktionen des Kaisers zu analysieren.

Was die dritte Akzeptanzgruppe betrifft, so spreche ich lieber von den Eliten als von den Senatoren. Für den Senatorenstand im ganzen, der über das gesamte Reich verstreut war, interessiere ich mich nämlich gar nicht. Relevant ist für mich nur derjenige Teil der Oberschicht, der in der Hauptstadt präsent war und sie lediglich für die Ausübung bedeutender Funktionen verließ: die wichtigen Amtsträger, die Hofgesellschaft, der Hof. Es geht also um die Elite der Elite. Von der übrigen Bevölkerung Konstantinopel grenze ich sie, wie oben schon ausgeführt, nach der Kaisernähe ab. Eliten sind all jene, die mit dem Kaiser wenigstens gelegentlich als Individuen in Kontakt treten konnten, etwa in Audienzen, und dieses Privileg auch wahrnahmen. Gruppen, etwa eine rufende Menge im Hippodrom, sind ausgeschlossen, ebenso Senatoren in Illyrien oder Syrien, die sich nie nach Konstantinopel begaben. Eingeschlossen sind aber Personen, die keine Senatoren waren, die Ehefrauen etwa und sonstige Mitglieder der kaiserlichen Familie oder niedrigere Chargen im Palast, die dennoch dem Kaiser regelmäßig begegneten. Die weit überwiegende Zahl aber bestand aus Senatoren, und zwar den vornehmsten und mächtigsten.

Wie nun verschaffte sich der Kaiser die Akzeptanz der Eliten, insbesondere angesichts des Umstands, daß vor allem aus ihren Reihen die Usurpatoren stammten? Ein Thema, das in den letzten Jahrzehnten mit Recht großes Interesse gefunden hat, werde ich nicht behandeln: wie die Eliten zusammen mit dem Kaiser das Reich regierten. Weder werden die einzelnen Ämter in ihren Kompetenzen und ihrer Kaisernähe analysiert noch der komplexe spätantike Verwaltungsapparat im ganzen, ebensowenig beschäftige ich mich ausführlich mit den prominenten Gremien, dem eher unbedeutenden Senat und dem wichtigeren Konsistorium. Zur Debatte steht nicht einmal die Mittlerfunktion zwischen Untertanen und Kaiser, welche diese Ämter und Körperschaften innehatten: Daß die personale Spitze eines politischen Systems Helfer braucht, welche – dank dieser Hilfe und um diese Hilfe ausüben zu können – bedeutende Ressourcen ansammeln, trifft auf jede Monarchie zu und ist eine Trivialität. Ebenso, daß die Helfer begehrte Ansprechpartner sind, wegen dieser Ressourcen und wegen des vermuteten Einflusses beim Kaiser.⁶³ Einen für dieses Buch zentralen Aspekt, nämlich die drohende Isolierung des Kaisers im Palast, analysiere ich schon im übernächsten Kapitel. In dem Teil über die Eliten wird es, in etwas veränderter Perspektive, darum gehen, inwiefern sich die prinzipielle Allgewalt des römischen Kaisers mit der oft überragenden Rolle seiner Minister und Feldherren, aber auch der von Höflingen und Familienmitgliedern vertrag. Schließlich kannte die personale Monarchie der Vormoderne keine Trennung zwischen Hof und Regierung, zwischen Persönlichem und Staatli-

63 Zu all dem vgl. zuletzt F. MILLAR, *A Greek Roman Empire*, Berkeley 2006, 192–207.

chem. Kaiser wie Arcadius und Theodosius II. werden in der Forschung geradezu als Marionetten ihrer Umgebung angesehen. Daneben war mit Adelsfronden zu rechnen und mit Putschversuchen durch reiche und angesehene Elitenmitglieder, die gerade keine hohen Ämter ausübten. Was also mußte der Kaiser tun, um sich die Akzeptanz der Eliten zu erhalten und eine tatsächliche Usurpation ebenso wie eine schleichende Entmachtung zu verhindern? Auch hier, ganz besonders hier ist zu beachten, daß die Eliten keinen monolithischen Block bildeten, sondern sich aus einzelnen, miteinander rivalisierenden Adligen zusammensetzten. Anders als das Volk standen sie dem Kaiser, schon weil sie ihm namentlich bekannt waren, als einzelne gegenüber, und deswegen waren sie zu einer kollektiven Aktion weit weniger imstande als jenes.

Die letzte Akzeptanzgruppe besteht aus denjenigen Menschen, die ihre Rolle im gesellschaftlichen Leben auf ihre geistliche Autorität stützten. Die wohl augenfälligste Veränderung im Sozialgefüge der spätantiken Stadt war die Herausbildung religiöser Spezialisten. In früheren Zeiten hatten die Eliten einer Gemeinde den Kult gleichsam nebenbei beaufsichtigt, nun fiel seine Durchführung und Kontrolle in die Hand von Männern, die oft aus der lokalen Oberschicht stammten, durch die Priesterweihe aber auf immer von ihr getrennt waren. Der örtliche Oberpriester, der Bischof, war zusätzlich herausgehoben, wurde er doch von den Laien, dem Klerus und anderen Bischöfen im Konsens gewählt, von dem man glaubte, er sei durch den Heiligen Geist inspiriert. Dieses Verfahren verhinderte auch, daß der Bischof zu einem staatlich ernannten Amtsträger herabsank; die Wahl verschaffte ihm vielmehr eine besondere, vom Willen des Kaisers unabhängige Legitimation. Deshalb konnte er von vornherein erhebliches Gewicht in die Waagschale werfen, nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch bei Statthaltern. Bewährte er sich in seiner Amtsführung, wurde er zu einem bedeutenden regionalen Machtfaktor. Da aufgrund steigender finanzieller Lasten und der wachsenden Attraktivität einer Laufbahn auf Reichsebene das kommunale Engagement der Kurialen allmählich zurückging, verlor die auf diese Honorationen gestützte städtische Selbstverwaltung an Substanz. Der Rat büßte an Wichtigkeit ein, pensionierte kaiserliche Amtsträger und 'Big Men' traten mit ihrem informellen Einfluß in die Lücke. Unter ihnen stand der Bischof gewöhnlich ganz vorne: Ihm war schon kraft seines Amtes die Sorge um die Öffentlichkeit aufgetragen, und verband er diese mit individueller Autorität, etwa aufgrund eines besonders asketischen, 'heiligen' Lebensstils, dann konnte er Entscheidungen der Verwaltung beeinflussen, mitunter sogar am Hof. Er nahm sich der Armen, der Nichtbürger und der Frauen an, die bislang meist vernachlässigt worden waren, und diese dankten es ihm mit unerschütterlicher Loyalität. Gleichzeitig konnte er aus finanziellen Quellen schöpfen, die einem gewöhnlichen Notablen unzugänglich waren. Kaiserliche Gunst sorgte für Privilegien und Vermögenszuwachs, Appelle an die christliche Pflicht der Nächstenliebe für größere Spenden wie für kleinere Almosen. So

wurde der spätantike Bischof fast regelmäßig zu einer unentbehrlichen Säule des öffentlichen Lebens, manchmal sogar zum eigentlichen Schutzherrn.⁶⁴

Vieles aus dieser Beschreibung trifft auch auf den Bischof von Konstantinopel zu, aber eines war dieser sicher nicht: Schutzherr. Ihm stand nicht bloß ein schwächer werdendes Honoratiorenregiment, seine Gemeinde, vielleicht ein kaiserlicher Funktionär gegenüber, sondern die gesamte Zentralverwaltung, der Hof, die Armee und ein nach Hunderttausenden zählendes Volk. Der komplexe Interaktionsraum von Konstantinopel machte Selbstbehauptung und Interessendurchsetzung auch für einen Bischof schwierig.⁶⁵ Dieser war zum Beispiel keineswegs der alleinige und vielleicht nicht einmal der wichtigste Fürsorger für die Armen. Hinzu kam der Kaiser selbst. Bischof und Kaiser standen in einem seltsamen Verhältnis zueinander. Der Kaiser gehörte zur Gemeinde des Bischofs, gleichzeitig zählte der Bischof zu den Untertanen des Kaisers. Jener war also für das geistliche Wohl von diesem verantwortlich, überdies stellte er den natürlichen Ansprechpartner für Regierungsprobleme religiöser Natur dar. Andererseits hatte er dem Kaiser zu gehorchen, und im Zweifelsfall wog dies schwerer. Denn erstens stand dem Kaiser das entsprechende Erzwingungspotential zur Verfügung, inmitten der Hauptstadt gegenüber einem einzelnen Mann.⁶⁶ Zweitens, und das ist wichtiger, spielte die Zweigewaltenlehre keine

64 Hier nun doch ein Fußnotengrab, aber das Thema ist wichtig und später gibt es keine Gelegenheit mehr, auf das Bischofsamt an sich zurückzukommen: J. H. W. G. LIEBESCHUETZ, *Decline and Fall of the Roman City*, Oxford 2001, 137–155; P. BROWN, *Power and Persuasion in Late Antiquity*, Madison, Wi., 1992, 77–103, 113–123, 126, 136–142, 146–154; DERS., *Response*, in: H. Chadwick, *The Role of the Christian Bishop in Ancient Society*, Berkeley, Ca., 1980, 18 f., 21; MACMULLEN (1980b), 27–29; DERS., *The Historical Role of the Masses in Late Antiquity*, in: ders., *Changes in the Roman Empire*, Princeton, N. J., 1990, 265–276; C. LEPELLEY, *Le patronat épiscopal aux IV^e et V^e siècles : continuités et ruptures avec le patronat classique*, in: É. Rebillard / C. Sotinel (Hrsgg.), *L'évêque dans la cité du IV^e au V^e siècle*, Rome 1998, 17–33; A. MARTIN, *L'image de l'évêque à travers les „Canons d'Athanase“ : devoirs et réalités*, in: ebd., 59–70; E. WIPSYCKA, *L'attività caritativa dei vescovi egiziani*, in: ebd., 71–80; E. HERMANN, *Ecclesia in Re Publica*, Frankfurt am Main u. a. 1980, 207–231, 290–348 (mit zahlreichen Belegen); RAPP (2005), 149–152 (zum asketischen Lebensstil), 166–207, 215–269, 274–293; R. LIZZI, *Il potere episcopale nell'Oriente romano*, Roma 1987, 57–111 (vor allem zu Synesios); A. HOHLWEG, *Bischof und Stadtherr im frühen Byzanz*, *JÖByz* 20 (1971), 51–62; K. L. NOETHLICH, *Materialien zum Bischofsbild aus den spätantiken Rechtsquellen*, *JbAC* 16 (1973), 51–54.

65 Zur soziopolitischen Position des Bischofs vgl. schon C. TIERSCH, *Johannes Chrysostomus in Konstantinopel (398–404)*, Tübingen 2002, 20–22, 26. Vgl. ferner FLAIG (1997), 25 f.

66 Bischöflicher Freimut gegenüber Kaisern wurde von den Kirchenhistorikern gerühmt, aber er wurde deshalb gerühmt, weil er so selten war (etwa Leontios von Tripolis gegen Constantius II.: *Philost.* VII 6a; Eleusios von Kyzikos und Silvanus von Tarsos gegen Constantius II.: *Theod. hist. eccl.* II 27,19–21; Amphilochios von Ikonion gegen Theodosius I.: *Theod. hist. eccl.* V 16,1–5; *Soz.* VII 6,4–6; weitere Belege bei LEPPIN

Rolle im Osten, vielmehr wurde dem Kaiser eine Zuständigkeit auch in kirchlichen Fragen zuerkannt, und die waren nie ganz von rein religiösen und manchmal sogar dogmatischen zu trennen.⁶⁷ Während der Bischof also wenig Mitsprachemöglichkeit im weltlichen Bereich besaß, spielte der Kaiser eine unabhängige und bedeutende Rolle im geistlichen.

Nach außen äußerte sich die Ambiguität folgendermaßen. Der Bischof der Hauptstadt war bald der erste Bischof des Orients, nicht *de jure*, aber *de facto*, und das rührte natürlich von seiner Nähe zum Kaiser und den damit verbundenen Einflußmöglichkeiten her. Dieselbe Nähe beschränkte den Bischof aber in seiner Amtsführung erheblich: Er hatte jederzeit staatliche Eingriffe, ja sogar Direktiven zu gewärtigen; geweiht werden konnte er nicht gegen den Willen des Kaisers (der in gewissem Sinn ja auch Mitglied der wählenden Gemeinde war); schlimmer noch, bei nicht zu seltener Gelegenheit wurde er von diesem abgesetzt. Nicht nur stand der Bischof also nicht an der Spitze der sozialen Hierarchie seiner Stadt, er wies sogar wesentliche Kriterien eines kaiserlichen Funktionsträgers auf. Die Hagia Sophia lag nur wenige Meter vom Palast entfernt. Was sich ein unbedeutender Provinzbischof irgendwo in Syrien gegen die Regierung herausnehmen konnte, daran durfte der gewaltige Bischof von Konstantinopel nicht einmal denken.

Inwieweit war der Bischof von Konstantinopel schon deshalb, jenseits persönlicher Interessen und sachlicher Probleme, auf besondere Profilierung angewiesen? Auf Profilierung, die ihm Rückhalt bei seiner Gemeinde, bei seinem Klerus, bei den Mönchen und bei seinen Bischofskollegen verschaffte? Am leichtesten war derartiges Prestige natürlich in der Auseinandersetzung mit dem bedeutendsten Interaktionspartner, dem Kaiser, zu gewinnen. Gegen solche Versuche sprach das erhebliche Machtgefälle. Aber es gab sie, und der Bischof war dafür auch gar nicht so schlecht gerüstet, wie diese erste Analyse nahegelegt hat. Ich komme gleich darauf zurück.

Davor aber zu den übrigen Vertretern der Geistlichkeit. Der Konstantinopolitaner Klerus selbst trat nie als Akzeptanzgruppe hervor. Er war vollkommen mediatisiert, unterstand der Gewalt seines Bischofs und hatte kein Mitspracherecht. Das heißt nicht, daß der Bischof nicht gelegentlich seine Disziplinarprobleme hatte und sogar mit offener Opposition kämpfen mußte. Aber dies blieb immer das Problem des Bischofs, nie wurde es das des Kaisers. Den Priestern und Diakonen der Hagia Sophia und der übrigen Kirchen Konstan-

[1996], 189 f.). Vor allem aber: Die Bischöfe, die ihre Meinung offen sagten, begegneten dem Kaiser auf der Durchreise, bei einer Synode oder konnten wenigstens damit rechnen, wie Ambrosius von Mailand im Fall von Theodosius I., daß dieser bald verschwinden werde. Darauf konnte der Bischof von Konstantinopel nicht mehr hoffen.

67 Zur theologischen und geistesgeschichtlichen Entwicklung vgl. F. DVORNIK, *Early Christian and Byzantine Political Philosophy*, Washington, D. C., 1966, 762–828, 839–850; LEPPIN (1996), 260–272; DAGRON (1996), 309–315.

tinopels wurde keine eigenständige öffentliche Rolle gegenüber dem Kaiser zugebilligt.⁶⁸

Anders verhielt es sich mit den Mönchen der Hauptstadt. Diese waren sehr lange nicht in die kirchliche Hierarchie eingebunden, wenigstens bis zum Konzil von Chalkedon von 451, teilweise auch darüber hinaus. Da diese Freiheit wiederum weitgehend anerkannt war, vermochten die Mönche eine öffentliche Rolle zu spielen. Dies geschah gelegentlich in der Gruppe (auch innerhalb des Mönchtums fehlte es noch lange an klaren Organisationsstrukturen), öfters in der spektakulären Aktion einzelner, besonders angesehener Mönche. Was ihnen an Weihen fehlte, machten sie wett durch ihre asketische Lebensweise, die sie nach allgemeiner Ansicht Gott besonders nahebrachte. Gestützt auf dieses religiöse Kapital, vermochten diese Heiligen Männer gelegentlich ihre Forderungen vor dem Thron vorzubringen, manchmal gegen den Willen des Bischofs und oft zur Verlegenheit des Kaisers.

Soweit der Überblick über die Akzeptanzgruppen. Weiteren Aufschluß über ihren Charakter ermöglicht ein Perspektivwechsel: die Akzeptanzgruppen nicht nur in ihrer Beziehung zum Kaiser, sondern im Vergleich untereinander. Dabei ist zunächst eine Sache bemerkenswert, die erst einmal trivial wirkt und es auch ist. Aber triviale Dinge werden leicht übersehen und sind manchmal doch wesentlich, mitunter entscheidend. Jede Akzeptanzgruppe verdankte ihren Status im ganzen der Aufmerksamkeit und Geneigtheit des Kaisers, und das wahrscheinlich in gleichem Maße. Für die einzelnen Mitglieder sah das anders aus. Ein Angehöriger der Eliten verdankte sein Amt dem Herrscher und verlor es durch ihn. Ebenso konnte er seines Senatorenrangs verlustig gehen, ja seines Besitzes und seines Lebens, nur durch einen einfachen Willensakt des Kaisers. Für einen protestierenden Schmied stellte sich die Angelegenheit anders dar. Zum Metallbearbeiten brauchte er den Kaiser nicht, dieser hatte ihm den Beruf nicht gegeben, er würde ihn auch nicht wegnehmen – der Schmied war schlicht ein zu kleines Licht, als daß er dieser Anstrengung wert gewesen wäre. Sicher, er konnte festgenommen und bestraft werden, vielleicht sogar mit dem Tod. Aber das Risiko war gering, weil in der aufgebrauchten Menge viele andere Schmiede

68 Zum Wachstum und zur institutionellen Ausdifferenzierung des Klerus, die einherging mit der zunehmenden Bedeutung des Sitzes von Konstantinopel im Reich, vgl. G. DAGRON, *Naissance d'une capitale*, Paris 1984², 488–491, 493–495. Im 6. Jahrhundert betreute der Klerus der Hagia Sophia drei andere Kirchen mit. Um die immensen Personalkosten im Griff zu behalten, beschränkte Justinian 535 die zukünftige Zahl der Priester auf 60, die der Diakone auf 100, die des sonstigen Personals auf 365 – wohlwissend, daß im Moment noch weit mehr Personen beschäftigt waren (Novell. Iust. 3,1). Die Vorgabe wurde mißachtet. Herakleios versuchte 612 eine neue Obergrenze zu setzen – 80 Priester, 150 Diakone und 370 Sonstige. Der Erfolg war bescheiden: Sieben Jahre später mußte er sein Gesetz widerrufen und jede Begrenzung aufheben (Novell. Heracl. 1; 3; vgl. KONIDARIS [1982], 94–100).

um ihn herum standen, dazu Bäcker, Tagelöhner, Geldwechsler, Zuhälter, usw. Die staatlichen Autoritäten konnten schlecht alle bestrafen oder hinrichten, die Masse verlieh Schutz und gab dem Schmied eine gute Chance, auch nach gewaltsamen Zusammenstößen abends zu seiner Familie heimzukehren. Und hatte er sich als besonderer Rowdy hervorgetan und einen Stein auf den Kaiser geworfen, so winkte ihm immer noch Strafflosigkeit, wenn es ihm nur gelang, sich schnell aus dem Staub zu machen und in den Straßen Konstantinopels zu verschwinden. Wie sollte der Stadtpräfekt ihn je finden? Die Anonymität des kleinen Mannes verlieh einen Schutz, den einem Patrizier auch die besten Leibwächter nicht verschafften. Das aber bedeutet: Der einzelne in der Menge konnte viel mehr wagen, alle in der Menge konnten viel mehr wagen, und das machte die Gruppe insgesamt wagemutiger, stärker, gefährlicher.

Die Soldaten waren auch viele, aber doch gehören sie in dieser Hinsicht zu den Wenigen der Aristokratie. Eine besondere Verpflichtung, ihr Ehrenkodex, band sie wie jedes Militär an ihren Oberbefehlshaber. Der Schmied war Schmied auch ohne den Kaiser, der Soldat war Soldat dank der Gnade und dank dem Geld des Kaisers. In seinem Status war er also von vornherein nicht weniger abhängig als ein Senator. Der Schutz der Namenlosigkeit stand ihm ebenfalls nicht zur Verfügung. Er gehörte einer streng regulierten Sondergemeinschaft an, Regimentsrollen, Kameraden und Vorgesetzte verhinderten, daß eine Missetat ungeahndet blieb. Wollte er der Strafe entgehen, mußte er desertieren – und alles verlieren. Diese Aussicht erlegte auch dem unzufriedensten Rekruten Zurückhaltung auf.

Mönche wiederum konnten auf die Anonymität setzen, herausragende Asketen weniger. Am interessantesten ist der Bischof. Kaum ein Funktions-träger war so prominent wie er, auch nur ein Anflug von Opposition wurde bei ihm registriert. Doch Gott war die Quelle des bischöflichen Amtes, und so durfte der Kaiser den Bischof nicht per Dekret absetzen wie einen Stadt- oder Prätorianerpräfekten. Nein, er benötigte dazu den Konsens einer Synode oder gar eines Konzils, also anderer Bischöfe. Das war alles machbar und es wurde auch gemacht, aber es bedeutete einen nicht unbeträchtlichen Aufwand an Organisation, Druck und Überredung. Das machte den Bischof freier als jeden Angehörigen der Eliten.

Ein anderer Vergleich läßt ebenfalls auf ein großes Potential des Bischofs schließen. Dabei geht es um die sozialen und meist auch konkreten Räume, in denen sich die Interaktion der Akzeptanzgruppen mit dem Kaiser abspielte. Oft geschah sie in der Öffentlichkeit. Als 'öffentlich' definiere ich den Raum, zu dem grundsätzlich alle Bewohner Konstantinopels Zutritt hatten, in dem sie agieren, kommunizieren und zuschauen konnten. Das Gegenstück ist nicht 'privat' – ein Begriff, der den antiken Verhältnissen oft nicht gerecht wird und im Zusammenhang mit dem soziopolitischen System ohnehin nichts verloren hat –, sondern 'halböffentlich': der Raum, zu dem eben nicht alle Zutritt hatten,

meist die Empfangssäle des Großen Palasts im Herzen der Stadt. Das Volk blieb, wie schon gesagt, draußen, ebenso die meisten Soldaten. Die hohen Offiziere durften natürlich vor den Kaiser treten, aber es ist keineswegs ausgemacht, daß sie unbedingt als Repräsentanten der Armee und ihrer Interessen agierten. Sozialer Rang und individuelle Prominenz machen einen General oder Oberst immer auch zu einem Angehörigen der gesellschaftlichen Eliten. Im Kapitel über die Armee werde ich zeigen, welche historische Ausformung diese Doppelangehörigkeit in Konstantinopel aufwies und welcher Akzeptanzgruppe die Kommandeure eher zuzurechnen sind.

Mönche hatten ebenfalls keinen Zutritt, Heilige Männer konnten ihn sich verschaffen, was aber nur bedeutet, daß sie von vornherein ebensowenig über Zugang verfügten. Der Bischof und die Eliten dagegen konnten selbstverständlich im öffentlichen wie im halböffentlichen Raum agieren. Doch wieder hatte der Bischof den Eliten etwas voraus. Der Unterschied liegt weniger in seiner weit herausgehobenen Funktion. Auch der Magister officiorum konnte jederzeit den persönlichen Kontakt zum Kaiser suchen, um Anliegen zu formulieren, einen Ausgleich zu finden, Mißverständnisse auszuräumen, etc. Aber in der Öffentlichkeit wurde er vor Volk und Soldaten nicht als großer Herr und stolzer Aristokrat wahrgenommen, sondern, da er ja ein Amtsträger war, als Ausführender des kaiserlichen Willens. Versuchte er einen anderen Eindruck zu erwecken, kam das dem Hochverrat schon ziemlich nahe. Den gewaltigen Senator konnte eher jemand geben, der nicht den höchsten Rängen angehörte und kein Amt bekleidete. Dafür besaß er aber kaum einen jederzeitigen Zutritt zum Kaiser. Der Bischof dagegen vermochte im öffentlichen wie im halböffentlichen Bereich gleichermaßen zu handeln, unabhängig, ja sogar gegen den Kaiser. Er war, dank seiner geistlichen Legitimation, die einzige Person im Konstantinopolitaner Kräftefeld, der das möglich war.

Doch hierin liegt auch ein Problem: Der Bischof war eine einzelne Person. Die übrigen Akzeptanzfaktoren bestanden aus Gruppen. In der eigenen Gruppe verfügte der Bischof über den selbstverständlichen Rückhalt seiner Kleriker. Wegen der Selbstverständlichkeit zählte dieser freilich nicht viel. Die Mönche hingegen definierten sich lange über den Gegensatz zum Bischof, dann wurden sie, im späteren fünften Jahrhundert, so gründlich in die kirchliche Hierarchie eingebunden, daß sie ihr soziopolitisches Eigengewicht weitgehend verloren und ihre Unterstützung ebenfalls wenig wert wurde. Im Konflikt mit dem Kaiser brauchte der Bischof also von anderswoher Unterstützung, von den Eliten, von der Armee, vom Volk.

Diese letzte Überlegung ist nur ein Beispiel von vielen dafür, daß die soziopolitischen Gruppen gegen den Kaiser zusammenwirken mußten, wollten sie gegen seinen Willen bestehen oder ihn gar absetzen. In einem Akzeptanzsystem darf ja keine Gruppe so dominierend werden, daß der Kaiser ihr nicht mehr gewachsen ist und allein von ihr legitimiert werden kann. Dann wäre es kein

Akzeptanzsystem mehr. Anders als im dritten Jahrhundert war der Kaiser wieder erheblich stärker als jeder andere Machtfaktor für sich. Weder Geistlichkeit noch Volk noch Senatsaristokratie noch Armee konnten allein den Herrscher stürzen. Nur wenn er das Vertrauen mehrerer Gruppen gleichzeitig verlor, drohten ihm die Erhebung eines Usurpators und das Ende. Der Kaiser war also eingebettet in ein komplexes hauptstädtisches Beziehungsgeflecht, in dem nicht nur er und die einzelnen Gruppen miteinander verbunden waren, sondern auch diese untereinander. Diese Verbindungen waren natürlich nicht nur positiver Art: Die Erwartungen und Bedürfnisse der verschiedenen Gruppen standen teilweise in Konkurrenz zueinander, schon innerhalb einer einzelnen Gruppe gab es, wie ich gezeigt habe, Interessendivergenzen, ganz davon abgesehen, daß der Kaiser ohnehin nicht jede Begehrlichkeit erfüllen wollte, aus sachlichen (Finanzen) wie aus Imagegründen. Jedenfalls forderten Kommunikation und Interaktion vom Kaiser sehr viel Zeit und mehr an Virtuosität und Rücksichtnahme, als dies früher allein gegenüber der Armee nötig gewesen war. Sein Handlungsspielraum war größer geworden, das Spiel aber schwieriger.

Der Aufbau der Untersuchung

Vier Kapitel gelten der Beziehung zwischen dem Kaiser und jeweils einer Akzeptanzgruppe. Also: Der Kaiser und die Soldaten. Der Kaiser und das Volk. Der Kaiser und die Geistlichkeit. Der Kaiser und die Eliten. Eine Beschränkung auf diese vier Kapitel würde aber schon in der Anlage die tatsächlichen Verhältnisse grob verzerren. Die Existenz des eben beschriebenen Beziehungsnetzes muß sich auf die Gliederung des Buches auswirken. Ich füge deshalb vier weitere Kapitel ein, Interpretationen einzelner, wichtiger Krisen oder Zeitabschnitte, in denen mehrere oder sogar alle Akzeptanzgruppen zusammenwirkten. Sie sollen im Unterschied zu den systematisch angelegten Kapiteln vor Augen führen, wie kaiserliche Machtausübung und kaiserliches Akzeptanzwerben unter Druck aussahen, wie schnell und wie sehr die Metropolis Konstantinopel zum politischen Hexenkessel werden konnte.

Ich schreibe diese Kapitel auch deshalb, weil die soziopolitischen Regeln in Extremsituationen oft besonders deutlich zum Ausdruck kommen, gerade durch ihre Verletzung oder Übersteigerung. Es ist kein Zufall, daß die meisten der ausgewählten Krisen in Usurpationen mündeten: der Nika-Aufstand von 532 mit der Erhebung von Hypatios, Maurikios' Sturz durch Phokas, die instabilen Herrschaften Leons I. und Zenons, der Fall Basiliskos' und Phokas'. Die Usurpation war eben die Extremsituation schlechthin.

Solche außergewöhnlichen Ereignisse sind meist natürlich in besonderer Breite überliefert. Über die Normen der rituellen und symbolischen Alltagskommunikation an sich berichten die Quellen, wie üblich, wenig, da es sich eben

um Alltag handelte. Ruhe ist uninteressant. Ich will diese von der Überlieferung vorgegebene Verzerrung nicht noch steigern, indem ich mich im Folgenden auf spektakuläre Episoden beschränke. Natürlich behandle ich nicht jede Begebenheit aus fast 230 Jahren, auch manches Wichtige wird nur knapp oder sogar überhaupt nicht zur Sprache kommen. Alles andere würde ein ohnehin umfangreiches Buch zur Unlesbarkeit aufblähen. Aber ich versuche doch, die grundlegenden Strukturen der hauptstädtischen Kommunikation an politischen Werktagen abzubilden. Auch und gerade dafür sind die Kapitel über die einzelnen Akzeptanzgruppen da. Die pflichtbewußten Aufzeichnungen von Chronisten wie Malalas oder dem Autor der *Osterchronik* kommen einem solchen Vorhaben zum Glück entgegen, die oft als dröge empfundenen Informationen werden hier zu einer Fundgrube.

An der Spitze stehen aber drei Kapitel, die den Kaiser selbst in den Blick nehmen. Sie sollen die Sicherheit schaffen, ohne die weitere Analysen zum Scheitern verurteilt wären. Zunächst geht es um die konkreten Gründe für die Bindung an Konstantinopel, mithin um die Voraussetzung des neuen Akzeptanzsystems, dann aber sind die Fragen zu beantworten, die im ersten Teil dieser Einleitung aufgetreten sind: wie zeremonielle Abgeschlossenheit sich mit öffentlicher Interaktion verträgt und ob Gottesgnadentum Werben um weltliche Akzeptanz erlaubt, schließlich, ob monarchische Solidarität und dynastisches Denken einem Akzeptanzsystem nicht den Garaus machen müssen.

Technica

Es gibt drei Werke, ohne die dieses Buch vielleicht gar nicht, in jedem Fall aber mit erheblich größerem und längerem Aufwand entstanden wäre. Das eine ist die PLRE, die *Prosopography of the Later Roman Empire*, die beiden anderen R. Janins *Constantinople byzantine. Développement urbain et répertoire topographique* von 1964 und seine *Géographie ecclésiastique de l'Empire byzantin, Bd. 1,3: Le siège de Constantinople et le patriarcat œcuménique. Les églises et les monastères* von 1969. Ich habe nur wenige Seiten geschrieben, bei denen ich diese Grundlagenwerke nicht mit Gewinn herangezogen hätte. Gerade das ist das Problem: Hätte ich sie jedesmal genannt, wenn es angebracht gewesen wäre, hätte das die zahlreichen Fußnoten noch einmal kräftig wachsen lassen. Ich habe deshalb folgendes Verfahren gewählt: Überall, wo ich Lebens- und Regierungsdaten anführe, bekleidete Ämter nenne, Personen identifiziere, ohne Quellen oder Literatur zu nennen, folge ich der PLRE, auch dort, wo ihre Entscheidung kontrovers ist. Gleiches gilt für Janin bei der topographischen Rekonstruktion Konstantinopels und bei der Identifizierung von Gebäuden. Die entsprechenden Lemmata sind in den drei Nachschlagewerken leicht aufzufinden. Bei für die Argumentation zentralen Punkten weiche ich von der

Regel ab und belege. Wo ich zu einer anderen Auffassung komme – selten bei der PLRE, öfter bei Janin –, mache ich dies natürlich ebenfalls kenntlich.

Die Wiedergabe antiker Namen im Deutschen ist ein leidiges Problem, insbesondere für eine Epoche, in der im griechischen Konstantinopel zunächst das Lateinische den Palast dominiert und es über den gesamten Untersuchungszeitraum dauert, bis es bedeutungslos wird. Eine allseits befriedigende Lösung kann es da nicht geben. Bekannte Namen führe ich in ihrer üblichen Schreibweise an, also Konstantin statt Constantinus oder Konstantinos. Ortsnamen orientieren sich ansonsten an ihrer Zugehörigkeit zum griechischen oder lateinischen Sprachgebiet (Nikaia statt Nicaea oder Nizäa). Bei Personennamen folge ich weniger der Namensherkunft als der Muttersprache oder Abstammung der Träger, dabei bemühe ich mich auch, die Gräzisierung der politischen Führungsschicht nachzuvollziehen. Der lateinischsprechende Kaiser des frühen fünften Jahrhunderts heißt also trotz seines griechischen Namens Theodosius II., der Sohn des Kaisers Maurikios am Ende des sechsten Jahrhunderts aber Theodosios.

‘Kapitel’ sind die großen Gliederungseinheiten, ‘Abschnitte’ die kleineren innerhalb der Kapitel.

Die Konstantinopelkarte auf S. VIII ist vom *Centre d’Histoire et de Civilisation de Byzance*, Paris, zur Verfügung gestellt worden, ich danke dem Direktor Jean-Claude Cheynet dafür recht herzlich. Die Falzkarte *Byzance. Constantinople. Carte archéologique et topographique* am Ende des Buches ist aus Janin übernommen (identische Beilage in beiden Büchern). Für die Genehmigung danke ich Vassa Kontouma, Präsidentin des *Institut Français d’Etudes Byzantines*, Paris, ebenfalls recht herzlich.

Der Kaiser in Konstantinopel: eine (fast) unauflösliche Verbindung

In diesem und den beiden nächsten Kapiteln geht es um den Kaiser, noch nicht um seine Beziehungen zu den Akzeptanzgruppen. Hier will ich zunächst klären, wie es zu seiner recht abrupten Niederlassung in Konstantinopel kam. Es ist ja kaum anzunehmen, daß der Kaiser oder überhaupt ein Zeitgenosse die damit verbundene langfristige Verbesserung der politischen Stabilität von vornherein erkannten. Noch interessanter ist zu analysieren, warum die Bindung schnell unauflöslich wurde und weswegen sie nach über 200 Jahren dann doch zerbrach. Gleichzeitig bietet dieser Abschnitt Gelegenheit, den bisher nur genannten Schauplatz Konstantinopel etwas ausführlicher vorzustellen.

Konstantin der Große hatte die nach ihm benannte Stadt zum zweiten Rom gemacht. Das alte Byzantion wurde um das Vierfache erweitert, das Zentrum monumental geplant, Bewohner wurden aus der näheren und weiteren Umgebung angelockt, ein zweiter Senat wurde aufgebaut, eine Verwaltung für die Stadt wie für das Reich installiert.¹ Allein, der Kaiser fehlte. Denn nach dem Tod Konstantins 337 erwiesen seine Nachfolger der neuen Kapitale am Bosphoros ihre Reverenz – insbesondere Constantius II. (337–361) und Valens (364–378) förderten die Stadt nach Kräften² –, aber sie residierten nur selten in

-
- 1 Zu Konstantin und seiner Neugründung zuletzt H. BRANDT, Konstantin der Große, München 2006, 136–145, A. BERGER, RAC 21 (2006), 441–450 s. v. Konstantinopel, und S. BASSETT, *The Urban Image of Late Antique Constantinople*, Cambridge 2004, 17–36; vgl. auch G. DAGRON, *Naissance d'une capitale*, Paris 1984², 19–47, 120–124; C. MANGO, *Le développement urbain de Constantinople (IV^e-VII^e siècles)*, Paris 1990², 23–36; F. MILLAR, *The Emperor in the Roman World (31 BC-AD 337)*, London 1992², 53–57; F. A. BAUER, Stadt, Platz und Denkmal in der Spätantike, Mainz 1996, 257–261. Zum Aufstieg Konstantinopels im 4. Jahrhundert vgl. DAGRON, 48–72, 86–96, 124–137, 192–196, 519–522; R. M. ERRINGTON, *Roman Imperial Policy from Julian to Theodosius*, Chapel Hill 2006, 142–168; H.-G. BECK, Großstadt-Probleme: Konstantinopel vom 4.–6. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.), *Studien zur Frühgeschichte Konstantinopels*, München 1973, 1–10; MANGO, 37–42; ferner F. ELIA, *Sui privilegia urbis Constantinopolitanae*, in: dies. (Hrsg.), *Politica retorica e simbolismo del primato: Roma e Costantinopoli (secoli IV-VII)*, Bd. 1, Catania 2002, 79–96 (mit Lit.); A. PABST, *Divisio regni*, Bonn 1986, 197–205.
 - 2 Für Constantius vgl. zuletzt B. ISELE, Kampf um Kirchen, Münster 2010, 33–51, 76–79, für Valens N. LENSKI, *Failure of Empire*, Berkeley u. a. 2002, 114, 278–280, 388, 399. Valens' Einsatz ist um so mehr zu betonen, als er die Stadt, die den Usurpator Prokop gestützt hatte, nicht gerade liebte (Socr. IV 38,5).

Konstantinopel.³ Meist reisten die Kaiser durch, aus dem Westen oder von der Donau kommend auf dem Weg zur persischen Grenze oder umgekehrt. Der Aufenthaltsort des Kaisers richtete sich nach den militärischen Erfordernissen, und Konstantinopel lag weit hinter der Etappe. Constantius II. bevorzugte, wenn er im Osten des Reiches weilte, Antiocheia, ebenso hielt es Valens. Aber selbst von dort mußte der Kaiser so häufig zum Sommerfeldzug gegen die Perser oder zu anderen dringenden Geschäften aufbrechen, daß die dauernde Anwesenheit des Herrschers in Antiocheia nicht als Normalzustand empfunden wurde.⁴ Konstantinopel blieb meist sich selbst überlassen und fiel vor allem durch seine erbitterten religiösen Streitigkeiten auf. Das Heidentum spielte zwar keine Rolle: Konstantinopel, schon von seinem Gründer mit deutlich christlichen Akzenten versehen, wurde im Laufe des vierten Jahrhunderts vollends ein christliches Rom, das eine in ihrer überwältigenden Mehrzahl christliche Bevölkerung anzog. Aber die unterschiedlichen christlichen Sekten bekämpften sich munter. Die Oberhand behielten die Homöer, die Vertreter der bedeutendsten Spielart des Arianismus, die von Constantius und Valens gefördert wurden. Die Anhänger der Glaubensformel von Nikaia dagegen, die sich später durchsetzen sollten und die 'Orthodoxen' oder 'Katholiken' wurden, bildeten nur eine kleine Gemeinschaft.⁵

3 Konstantin hielt sich von 330 an meist in Konstantinopel auf. Constantius II. kam nach dem Tode seines Vaters in die Stadt, nach 337 ist er nur noch für 342 (Januar), 346 (Mai bis August), 349 (unbestimmte Länge) und für 359/60 (Ende 359 bis März 360) sicher in Konstantinopel bezeugt – daß er bei der Grundsteinlegung des nach ihm benannten Bades 345 persönlich anwesend war, scheint mir Chron. Pasch. p. 534 keineswegs zu implizieren. Julian hielt sich vom Dezember 361 bis zum Mai 362 in Konstantinopel auf. Valentinian I. verbrachte die ersten Wochen seiner Herrschaft dort (März/April 364), im März ließ er Valens am Hebdomon zum Mitkaiser ausrufen. Dieser residierte in Konstantinopel vom Dezember 364 bis zum Juli 365. Im September dieses Jahres wurde Prokop in Konstantinopel zum Kaiser ausgerufen. Nach der Niederschlagung der Revolte im Mai 366 verbrachte Valens 366/67 wohl den Winter dort (vgl. LENSKI [2002], 114 mit Anm. 288), im Dezember/Januar 369 einige Tage oder Wochen (Cod. Theod. V 1,2 mit MOMMSENS Bemerkung im Apparat und R. M. ERRINGTON, *Themistius and his Emperors*, Chiron 30 [2000], 902–904), 370 einige Wochen (März/April), später sechs Monate (Dezember bis Mai 371) und 378 keine zwei Wochen (Mai/Juni). Das macht zwischen 338 und 378, unter Außerachtlassung Prokops, aber bei großzügiger Rechnung, zwischen dreieinhalb und vier Jahren – von 41 insgesamt. Alle Angaben zu den kaiserlichen Itineraren bis 476 stützen sich, hier und im Folgenden, auf O. SEECK, *Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311 bis 476 n. Chr.*, Stuttgart 1919. Vgl. auch DAGRON (1984b), 78–84.

4 Lib. or. XV 15 bezeichnet Antiocheia nur als traditionelles Winterquartier des Kaisers, obwohl es ihm an dieser Stelle darauf ankommt, die Beziehung zwischen Stadt und Herrscher als so eng wie möglich erscheinen zu lassen.

5 Vgl. DAGRON (1984b), 371–409, 420–449; P. NORTON, *Episcopal Elections 250–600*, Oxford 2007, 58 f., 83–85; ISELE (2010), 80–98; H. LEPPIN, *Christianisierung, Neutralisierung und Integration*, in: J. van Oort / O. Hesse (Hrsgg.), *Christentum und Politik in*

Mit Theodosius I. begannen sich die Dinge zu ändern. Theodosius, ein überzeugter Nizäner, bevorzugte Konstantinopel gegenüber Antiocheia, das er kein einziges Mal besuchte. Die Bosporosmetropole wurde zum gewöhnlichen Aufenthaltsort seiner Familie, und er selbst hielt sich in der Stadt auf, wenn er nur konnte – mehr als die Hälfte seiner Regierungszeit.⁶ Persönliche Vorlieben spielte dabei zweifellos eine Rolle, vor allem aber die schwierige politische Situation: Die Balkangrenze war seit Valens' Untergang bei Adrianopel extrem gefährdet, und die Machtverhältnisse im Westen waren so instabil, daß Theodosius immer damit rechnen mußte, daß er dort gebraucht wurde (was dann auch, in zwei großen Feldzügen, der Fall war). Antiocheia war dafür zu peripher gelegen, und mit dem Perserreich herrschte ohnehin Frieden. Theodosius bemühte sich eifrig um den Ausbau Konstantinopels, nicht nur mit architektonischen Maßnahmen,⁷ sondern vor allem auf kirchenpolitischem Gebiet. Er berief ein Konzil nach Konstantinopel ein, brachte Reliquien in die Stadt, nahm den

der Alten Kirche, Leuven u.a. 2009, 1–24. N. McLynn, *Christian Controversy and Violence in the Fourth Century*, Kodai 3 (1992), 21–29, 34 f., erklärt die gelegentlichen gewaltsamen Eskalationen der christlichen Auseinandersetzungen mit der Abwesenheit des Kaisers. Wäre dies richtig, dann hätte es nach 395 keine derartigen Konflikte mehr geben dürfen. Besser ist es, nach der Qualität der kaiserlichen Präsenz zu unterscheiden. Bis zu Theodosius' Zeit intervenierte der Kaiser als Durchreisender: In einen Streit, der in seiner Abwesenheit ausgebrochen war, griff er ein, ohne in das städtische Beziehungsgeflecht eingebunden und ohne auf die zukünftige Akzeptanz der soziopolitischen Gruppen angewiesen zu sein; also konnte er sein Erzwingungspotential ungeschmälert zur Wirkung bringen. Diese beiden wesentlichen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Befriedung fielen später weg, und noch mehr, gerade an den religiösen und kirchenpolitischen Entscheidungen des in Konstantinopel lebenden Kaisers konnte sich nun der städtische Unmut entzünden.

- 6 November 380 bis Juli 381; September 381 bis Mai 384; September 384 bis August 386; Oktober 386 bis August 387; Juli bis September 391; November 391 bis April 394. Dies sind mehr als neun Jahre, bei 16 Jahren Herrschaft. Vgl. – neben SEECK (1919) – DAGRON (1984b), 84 f.; B. CROKE, *Reinventing Constantinople: Theodosius I's Imprint on the Imperial City*, in: S. McGill / C. Sogno / E. Watts (Hrsgg.), *From the Tetrarchs to the Theodosians*, Cambridge 2010, 242. Den von CROKE, 244, 263 f., postulierten Umschlag von militärischer Aktivität zu einer Konzentration auf Hof und Stadt, hin zu „protecting, improving, and promoting the lives of his imperial subjects“ (263), sehe ich für Theodosius I. nicht.
- 7 Vgl. H. LEPPIN, *Theodosius der Große*, Darmstadt 2003, 188–201; J. ERNESTI, *Principes christianus und Kaiser aller Römer*, Paderborn u.a. 1998, 95–100, 143–154; BAUER (1996), 187–202; ISELE (2010), 98–106; J. MATTHEWS, *Western Aristocracies and Imperial Court A.D. 364–425*, Oxford 1975, 118–121; CROKE (2010), 257–262. In der Nachfolge von MANGO (1990a), 43–45, hat E. MAYER, *Rom ist dort, wo der Kaiser ist*, Mainz 2002, 125–127, 136 f., mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß Theodosius mit seinem Bauprogramm, vor allem dem Theodosiusforum und der Aufrichtung des Obelisken am Hippodrom, Konstantinopel optisch dem alten Rom gleichstellte und es damit endgültig als Hauptstadt etablieren wollte. Daß er dabei Rom 'demütigen' (125) wollte, vermag ich freilich nicht zu erkennen.

Homöern die Kirchen, stärkte die kleine nizänische Gemeinde und machte ihren Bischof zu einem der ersten des Reiches.⁸

Vielleicht hätte sich Theodosius auf Dauer in Konstantinopel niedergelassen, wenn er gekonnt hätte, wie er wollte. Doch auch Kaiser verfügen selten über dieses Privileg, und so eilte Theodosius zuverlässig von einem Krisenherd zum anderen. Das eben Gesagte läßt sich umdrehen: Knapp die Hälfte seiner Regierung verbrachte Theodosius woanders. Wie seine Vorgänger besuchte er die neuralgischen Punkte des Reiches selbst, und er hatte natürlich immer seine Armee bei sich, weil es gewöhnlich einen Usurpator oder Feinde an den Grenzen zu bekämpfen gab. Aber ebenso konnte er sich durch den engen Kontakt am ehesten die Loyalität der Soldaten erhalten. So wurde das Römische Reich seit bald zwei Jahrhunderten regiert, und der Kaiser wird kaum je an der Sinnhaftigkeit dieses Regierungsstils gezweifelt haben. Theodosius starb schließlich nicht in Konstantinopel, sondern in der westlichen Metropole Mailand.

Trotzdem wurde das Reich schon kurz nach seinem Tod von festen Residenzen aus regiert. Theodosius' Sohn Arcadius verließ Konstantinopel kaum: In 13 Regierungsjahren reiste er lediglich in ein paar Sommern zur Erholung nach Kleinasien, insgesamt hielt er sich wohl kaum länger als ein Jahr außerhalb der Stadt auf.⁹ Ähnliches galt bald für Honorius und Ravenna.¹⁰ Die Veränderung

8 Vgl. C. TIERSCH, Johannes Chrysostomus in Konstantinopel (398–404), Tübingen 2002, 111–124; R. M. ERRINGTON, *Church and State in the First Years of Theodosius I*, Chiron 27 (1997), 33–43, 54–59, 61 f.; DAGRON (1984b), 449–461; J. H. W. G. LIEBESCHUETZ, *Barbarians and Bishops*, Oxford 1990, 157–165; A. M. RITTER, *Das Konzil von Konstantinopel und sein Symbol*, Göttingen 1965, 45–53, 92–96, 106 f., 112–115, 128–130, 233–235; N. GÓMEZ-VILLEGAS, *Gregorio de Nazianzo en Constantinopla*, Madrid 2000, 119–131, 142–144, 153–165, 176–183; ERNESTI (1998), 51–57, 60–63, 113; LEPPIN (2003), 58, 64–66, 73–79, 180.

9 Auf den Rat seines Ministers Eutropios hin verbrachte Arcadius von 396 bis 398 je zwei, drei Monate in Ankyra (Claud. Eutr. II 97–102; 416; sicher bezeugt nur für 397 und 398). Wegen der Lücken im Itinerar sind weitere Reisen nach Kleinasien für 401, 402, 406 und 407 denkbar, aber nur ein einziges Mal, 405, ist eine solche bezeugt. Arcadius scheint also nach Eutrops Sturz im wesentlichen von der Sommerfrische abgekommen zu sein.

10 Bis 402 blieb Honorius in Mailand, unterbrochen nur von kurzen Abstechern in andere, meist nahe Städte und den Sommern von 399 und 400, für die er in Brixia, Verona, Patavium, Altinum und Aquileia bezeugt ist. Nach Rom kam er nicht, überhaupt verließ er Norditalien nicht. 402 trat Ravenna an die Stelle Mailands, mit diesen Ausnahmen: Das ganze Jahr 404 hielt Honorius sich in Rom auf, dort ist er auch bezeugt für Februar/März 407, vom November 407 bis zum Mai 408, für den Januar 411, den August 414 und den Mai 416. In anderen oberitalischen Städten (Bononia, Ticinum, Mailand) hielt er sich von Mai bis September 408 auf. In den 21 Jahren bis zu seinem Tod 423 verbrachte Honorius also wahrscheinlich nur zweieinhalb Jahre nicht in Ravenna. Die italische Halbinsel verließ er während seiner ganzen Regierung nicht, ja er kam nicht einmal

zum Itinerar des Vaters war frappant. Bei dieser Entwicklung wirkten zwei Faktoren zusammen, ein persönlicher und ein struktureller. Theodosius hatte passenderweise zwei Söhne, und er hatte noch selbst hinlänglich klargemacht, daß einer im Westen, einer im Osten herrschen solle. Nachfolgekämpfe waren dadurch, so gut es der Vater vorausplanen konnte, ausgeschlossen, und die Augusti selbst, Honorius zehn und Arcadius 18 Jahre alt, waren jung und auch im Falle des letzteren formbar genug, um sich der Planung des Vaters zu fügen. Aber nicht nur die Unerfahrenheit, sondern bald auch die Unwilligkeit und, damit fast zwangsläufig einhergehend, auch die militärische Untüchtigkeit beider führten dazu, daß der Kaiser nicht mehr an der Spitze seiner Truppen durchs ganze Reich eilte.¹¹

Der andere Faktor war die immer größere Rolle, welche das Militär beanspruchte. Nach der politischen Stabilisierung unter Diokletian, Konstantin und ihren Nachfolgern war spätestens mit der Niederlage bei Adrianopel offensichtlich geworden, wie schwierig es geworden war, das Reich nicht nur gegen die Goten zusammenzuhalten. Die Truppen wurden noch weniger verzichtbar als ohnehin schon. Das war freilich nicht einmal der entscheidende Punkt. Wie in früherer Zeit begnügten sich die Soldaten damit, den Kaiser auszuwählen, falls sich die Gelegenheit bot, und ihn zu stützen, solange sie das für richtig hielten, das heißt solange sie bei Laune gehalten wurden. In die täglichen Details und in das weit über die Angelegenheiten der Armee hinausgehende Geschäft der Regierung eines Imperiums mischten sich die Truppen nicht ein, konnten es auch gar nicht. Genau das taten nun romanisierte, aber in ihrer

südlicher als Rom. Der Versuch von A. GILLET, *Rome, Ravenna and the Last Western Emperors*, PBSR 69 (2001), 137–141, Honorius' Aufenthalt in Ravenna „as no more than a protracted absence from the true imperial city of the West“ (141), nämlich Rom, zu erklären, scheitert an der Macht der Zahlen. Unter Valentinian III. blieb Ravenna Hauptstadt, ab 440 trat dann wieder Rom hervor und verdrängte Ravenna in Valentinians späteren Jahren völlig. Für die chaotischen Jahrzehnte nach 455 galten veränderte politische Bedingungen, sie eignen sich nicht mehr zum Vergleich mit dem Osten.

- 11 Der Umschwung im Regierungsstil erfolgte so jäh, daß er den Zeitgenossen nicht verborgen blieb. Synesios forderte Arcadius schon nach wenigen Jahren, 398 oder 399, auf, den Palast zu verlassen und mit den Soldaten zu exerzieren – die beste Vorbereitung für die persönliche Kriegsführung (regn. 13 [12b–14b]). So früh nach Theodosius' Tod war also noch keineswegs klar, wenigstens nicht für Synesios, daß der Kaiser die Truppen im Feld überhaupt nicht mehr befehligen würde (s. auch, zur selben Zeit, die Erwartungen bei Claud. Hon. IV cos. 320–352). Recht boshaft formulierte Prokop, eineinhalb Jahrhunderte später: βασιλεὺς δὲ Ὀνόριος πρότερον μὲν ἐν Ῥώμῃ καθῆστο, οὐδὲν ὅ τι καὶ πολέμιον ἐν νῶ ἔχων, ἀλλ' ἀγαπῶν, οἶμαι, ἣν τις αὐτὸν ἐν τοῖς βασιλείοις ἡσυχάζειν ἐφῶη (bell. III 2,8). Die Auskunft bei Ioann. Lyd. mag. II 11,4; III 41,3, Theodosius habe, in Erkenntnis der mangelnden Eignung seiner Söhne, dem Kaiser gesetzlich die Truppenführung untersagt (was Arcadius später Theodosius II. zusätzlich eingeschränkt habe), ist ein unsinniger Schluß ex eventu, zeigt aber, wie sehr das Jahr 395 schon in der antiken Rückschau als Einschnitt empfunden wurde. Zur antiken und mittelalterlichen Sicht auf den Wandel vgl. auch DAGRON (1984b), 103 f.

Abstammung germanische Heermeister, die einerseits auf die Verbundenheit der Angehörigen der eigenen Ethnie und generell der Germanen unter den Soldaten hoffen konnten, andererseits über ausreichend gesellschaftliches, administratives und kulturelles Wissen verfügten.¹² Im dritten Jahrhundert hätten solche mächtigen Feldherren den Thron usurpiert, zu einem Auseinandertreten zwischen tatsächlich maßgebender militärischer und nominell höchster kaiserlicher Macht wäre es nicht gekommen. Ein Kaiser nichtrömischer Abstammung blieb aber inakzeptabel, die angestammten Reichsbewohner sahen die Germanen, trotz aller Integration, wenigstens in diesem Aspekt nach wie vor als Barbaren an.¹³ So bestand die Gefahr, daß bei Gelegenheit die Kaiser und mit

-
- 12 Einen Überblick über die germanischen Heermeister des 4. Jahrhunderts gibt LIEBESCHUETZ (1990), 7–10, zu Merobaudes und Bauto vgl. insbesondere J. M. O'FLYNN, *Generalissimos of the Western Roman Empire*, Edmonton 1983, 1–7. Die ältere Vorstellung von einer starken 'Barbarisierung' oder Germanisierung des Heeres ist aber sowohl in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht übertrieben. H. ELTON, *Warfare in Roman Europe, AD 350–425*, Oxford 1996, 136–152, 272–277, hat in sorgfältig abwägender Analyse gezeigt, daß von einer wachsenden Unzuverlässigkeit und einem Verlust an Kampfkraft nicht die Rede sein kann. Was Zahlen betrifft, blieb die Armee in ihrer Mehrzahl immer aus Reichsbewohnern zusammengesetzt, die Barbaren stellten wohl nicht mehr als 25 bis 30 %; dies gilt auch für die Heermeister.
- 13 Philost. XI 2 (hinsichtlich Arbogasts). Hinzu trat seit Ende des 4. Jahrhunderts als weiteres Hindernis das falsche, homöische Bekenntnis (Proc. bell. III 6,3; Zon. XIII 25,33). Vgl. E. STEIN, *Histoire du Bas-Empire*, Bd. 1, o. O. 1959², 211; A. H. M. JONES, *The Later Roman Empire 284–602*, Norman 1964, 327; anders A. DEMANDT, *RE Suppl. XII* (1970), 770 f. s. v. *Magister militum*. Zwei Usurpatoren des 4. und zwei Kaiser des 5. Jahrhunderts werden als Germanen gehandelt: Magnentius (350–353) gestehen späte Quellen zwar einen britannischen Vater zu, zeitgenössische bezeichnen ihn aber schlicht als Barbaren. J. F. DRINKWATER, *The Revolt and Ethnic Origin of the Usurper Magnentius (350–353), and the Rebellion of Vetrician (350)*, *Chiron* 30 (2000), 138–145, hat wahrscheinlich gemacht, daß die Propaganda von Magnentius' Gegner Constantius II. sich die bescheidene Herkunft des Usurpators aus Nordostgallien zunutze machte und den Römer mit Erfolg zum Barbaren stempelte. Der zweite Usurpator, Silvanus (355), war zweifellos ein Franke, aber der Zusammenbruch seiner Herrschaft nach nicht einmal einem Monat kann als Beleg gelten, daß sich ein Germane auf dem Thron nicht behaupten konnte. Zu den Ereignissen zuletzt und gegen Zweifel an der Historizität dieser Usurpation B. BLECKMANN, *Silvanus und seine Anhänger in Italien: zur Deutung zweier kampanischer Inschriften für den Usurpator Silvanus (CIL X 6945 und 6946)*, *Athenaeum* 88 (2000), 477–483, bes. Anm. 12. Daß der Kaiser Johannes (423–425) ein Gote gewesen sein soll, wie Niceph. Call. hist. XIV 7 (PG 146,1076b) in der Kapitelüberschrift vermerkt, ist eine späte Nachricht (14. Jahrhundert) und steht mir zu vereinzelt da, als daß sie Glauben verdient. Nicht einmal in Nikephoros' Text ist die Rede davon. Die Behauptung in vita Dan. 84, Kaiser Basiliskos sei barbarischer Herkunft gewesen, ist keinesfalls wörtlich zu verstehen (vgl. M. SALAMON, *Basiliscus cum Romanis suis*, *Studia Moesiaca* 2 [1994], 185–194; PLRE II 212 s. v. *Basiliscus* 2; ferner W. BRANDES, *Familienbande?*, *Klio* 75 [1993], 418–421, der freilich 426 f. eine eigene Germanenhypothese aufstellt). Dagegen erklärt R. VON HAEHLING, 'Timeo, ne per me

ihnen die nichtmilitärischen römischen Eliten in den Hintergrund gedrückt wurden. Bei der Möglichkeit blieb es nicht: Der Franke Arbogast hatte 392 die Zügel der Regierung in Gallien so weit in die Hand genommen, daß seinem jungen Kaiser Valentinian II. nur die resignierte Einsicht blieb: „Obwohl ich Kaiser bin, darf ich nicht tun, was ich will.“ Wenig später war Valentinian tot. Ob er durch eigene Hand oder die von Mördern starb, ist unklar, aber ursächlich war in jedem Fall Arbogasts beherrschende Stellung, sei es, daß Valentinian über seine Lage verzweifelte, sei es, daß der Heermeister sich des aufbegehrenden Kaisers entledigte.¹⁴ Arbogast wäre mit Theodosius I., bei dem damals die eigentliche Macht lag, natürlich nie so umgesprungen. Doch nach dessen Tod sah es so aus, als ob Stilicho im Westen und Gainas im Osten die verbliebenen Kaiser ähnlich wie Arbogast kontrollieren könnten, nur noch vollkommener.

Mit dem Militär hatten weder Arcadius noch Honorius viel im Sinn. Dafür sorgten Anlage, aber auch Erfahrung. Truppenbesuche bekamen den jungen Kaisern nämlich eher schlecht: Arcadius mußte 395 vor der Stadt zusehen, wie germanische Einheiten seinen Minister Rufinus abschlachteten.¹⁵ 399 konnte er nur mit knapper Mühe das Leben seines entlassenen Ministers Eutropios vor einem brüllenden Soldatenmob retten, im Jahr 400 beherrschten der Heermeister Gainas und seine Soldaten gegen Arcadius' Willen für knapp drei

consuetudo in regno nascatur': Die Germanen und der römische Kaiserthron, in: M. Wissemann (Hrsg.), *Roma renascens*, Frankfurt am Main 1988, 88–113, das Fehlen von Germanen auf dem Thron damit, daß diese das Kaisertum gar nicht gewollt hätten: Die Heermeister hätten ja die Bindung an das Heer gegen die bloß repräsentative Funktion des Kaisertums eintauschen müssen. Diese Sicht der relativen Bedeutung von *Magister militum* und Herrscher trifft höchstens für die letzten Dezennien des Reiches im Westen zu, dem Konstantinopolitanen Akzeptanzsystem wird sie keinesfalls gerecht.

- 14 Philost. XI 1: Οὐαλεντινιανὸς ὑπεκρίνατο, διότι βασιλεύων οὐδὲν ὧν ἂν βούλοιο πράττει; Soz. VII 22,2. Zu Valentinian und Arbogast s. ausführlich u. S. 475–477. Den Einschnitt, den Arbogasts Agieren darstellte, betonen vor allem E. FLAIG, *Für eine Konzeptualisierung der Usurpation im spätrömischen Reich*, in: F. Paschoud / J. Szidat (Hrsgg.), *Usurpationen in der Spätantike*, Stuttgart 1997, 21–23, und J. MARTIN, *Das Kaisertum in der Spätantike*, in: ebd., 52 f.
- 15 Zos. V 7,3–6; Philost. XI 3; Socr. VI 1,4 f.; Ioann. Ant. frg. 282; Claud. Ruf. II 336–453; Hier. epist. 60,16,1. Gainas, der Anführer der frisch aus dem Westen angekommenen Einheiten, überredete Arcadius, diese bei ihrem Einmarsch zu begrüßen, weil das so üblich sei; weil sich der Prätorianerpräfekt Rufinus im kaiserlichen Gefolge befand, ergab sich deshalb am Hebdomon, auf freiem Feld und ohne störende Zivilisten, die Gelegenheit zum Zuschlagen. Daß Gainas erst bei Arcadius vorstellig werden mußte, zeigt, daß dieser an sich wenig Lust zu Truppeninspektionen verspürte. Der Ausgang wird ihn in dieser Abneigung bestärkt haben: Rufinus wurde zu seinen Füßen ermordet. Zum von Gainas angesprochenen *Usus* s. Iul. Athen. 11; Amm. XX 4,12.

Monate die Hauptstadt.¹⁶ Honorius seinerseits galt seinem Schwiegervater Stilicho als so soldatenscheu, daß dieser 408 hoffte, ihn durch einen inszenierten Aufruhr in Ravenna von einer Reise dorthin abhalten zu können.¹⁷ Wenig später kam es tatsächlich zu Auseinandersetzungen in der Begleitmannschaft des Kaisers; Honorius scheint zwar nicht selbst bedroht worden zu sein, die Sanktionierung des Vorfalles überließ er aber lieber Stilicho.¹⁸ Im August des Jahres erlebte der Kaiser schließlich in Ticinum mit, wie die Soldaten die meisten Amtsträger seiner Umgebung abschlachteten, ohne sich um sein Bitten oder um die Flucht eines der Opfer zu seinen Füßen zu kümmern.¹⁹

Angesichts dieser Erlebnisse kann es niemanden wundern, daß sich Arcadius und Honorius lieber fern von den Soldaten hielten. Das war zwar völlig unrömisch und unkaiserlich, und die Jugend und die mangelnde Vertrautheit der neuen Kaiser mit dem Krieg und den Soldaten eröffneten natürlich überhaupt erst die Gelegenheit zur vollständigen Überwältigung dieses neuen, zivilen Herrschertums. Dieselben Voraussetzungen schufen aber auch die Möglichkeit zur Überwindung der Krise. Wenn der Kaiser sich sicher in Konstantinopel hielt, fern von der Armee, kam nicht mehr so viel auf Popularität beim Heer und auf die Meinung der Truppen an. Zwar konnte selbst der unkriegerrischste Herrscher nicht ohne den schnellen Zugriff auf seine wichtigsten Generäle und deren enge Beratung auskommen, weswegen sich normalerweise zwei oder drei Heermeister, die *Magistri militum praesentales*, in Konstantinopel aufhielten. Doch diese waren Anführer ohne Gefolgschaft. Die Truppen blieben nämlich außerhalb Konstantinopels stationiert, im Umland der Stadt. Auf diese Weise konnten das Militär und seine Heermeister in Schach gehalten werden. Gerade die Distanzierung vom Akzeptanzfaktor Militär eröffnete dem Kaisertum eine weit bessere Chance auf Behauptung, als wenn Arcadius und Honorius sich tapfer an die Spitze ihrer Soldaten gestellt hätten. Wenn die Kaiser nach 395 also aus Neigung in Konstantinopel blieben, so nutzten sie damit bald auch einen Vorteil, den sie selber oder ihre Berater durchaus erkannt

16 Eutropios: Ioann. Chr. Eutr. 4 (PG 52,395). Der Kaiser schritt ein, damit das Kirchenasyl, in das sich Eutropios geflüchtet hatte, nicht verletzt werde. Zu Gainas s. ausführlich u. S. 497–507.

17 Zos. V 30,3. Ob die List funktionierte, ist nicht ganz klar – jedenfalls traf Honorius nicht in Ravenna ein (vgl. PASCHOUD [1979] III 1, 225 f.).

18 Zos. V 31,1–3. Zu möglichen Gründen für den Vorfall PASCHOUD (1979) III 1, 225.

19 Zos. V 32. Den Hintergrund bildeten Intrigen von Stilichos Feinden, die das Heer auf ihre Seite gebracht hatten. Während eines Appells in Anwesenheit des Kaisers stürzten sie sich auf Stilichos Gefolgsleute, Honorius zog sich zunächst in den Palast zurück. Sein flehendes Eingreifen, in bloßer Tunika, ohne Purpur und ohne Diadem, unterbrach das Morden nur kurz, der Quaestor Salvius wurde von seinen Füßen weggezerrt, und schließlich mußte der Kaiser, in Sorge um die eigene Sicherheit, erneut weichen.

haben dürften.²⁰ Schon 398 ordnete Arcadius an, daß Soldaten des Feldheeres, die in die Hauptstadt abgeordnet waren – etwa der Stab der *Magistri militum praesentales* – oder von ihren Vorgesetzten dorthin geschickt wurden, ausschließlich ihren Dienstgeschäften nachzugehen bzw. nach Erledigung ihres Auftrags Konstantinopel unverzüglich zu verlassen hatten.²¹

Diese Auseinandersetzung mit der strukturellen Bedrohung lief nicht ohne Rückschläge ab, und im Westen war sie bekanntlich auf Dauer gar nicht erfolgreich. Honorius zog sich, als Mailand seit 402 von den Goten bedroht wurde, zwar immer öfter in das schwer einnehmbare Ravenna zurück, und diese Stadt blieb über die nächsten 40 Jahre fast ununterbrochen Residenz. Aber Ravenna war eher eine stattliche Provinzstadt als eine Metropole. Die kritische Masse an Bevölkerung war schlicht nicht vorhanden, es mangelte an einem Bischofssitz mit reichsweiter Bedeutung, es fehlte an den zivilen Institutionen außerhalb des Hofes, vor allem an einem Senat, welcher als Körperschaft wenig Macht besitzen mochte, dafür aber zahlreiche Aristokraten an die Hauptstadt binden konnte.²² Ravenna war eben keine Kapitale, Militär und Heermeister konnten sich frei entfalten.²³

20 LIEBESCHUETZ (1990), 94–96, faßt das Phänomen, ohne Erwähnung des Hauptstadtfaktors, als Kontrolle des Militärs durch eine ‘zivile’ Regierung auf. Diese Sichtweise ist nicht völlig unberechtigt, aber doch verzerrt: Sie nimmt nur die Eliten in den Blick und läßt den Kaiser und die anderen Akzeptanzgruppen außer acht. W. E. KAEGI, *Byzantine Military Unrest 471–843*, Amsterdam 1981, 22 f., stellt Vor- und Nachteile des Verzichts auf persönliche Truppenführung gut gegenüber, konzentriert sich aber auf die militärische Perspektive; die sonstigen soziopolitischen Konsequenzen für das Kaisertum nimmt er kaum in den Blick. Völlig verkannt wird der Rückzug nach Konstantinopel von K. L. NOETHLICH, *Strukturen und Funktionen des spätantiken Kaiserhofes*, in: A. Winterling (Hrsg.), *Comitatus*, Berlin 1998, 18: „Sich im Palast quasi einzuschließen bedeutet hingegen prinzipiell keinen militärischen Vorteil, wie etwa größeren persönlichen Schutz. Eher war es umgekehrt: Man wußte immer, wo der Kaiser war, und konnte somit auch dessen Fluchtmöglichkeiten kalkulieren.“

21 Cod. Theod. VII 1,17.

22 Ein Vergleich zwischen Ravenna und Konstantinopel findet sich bei E. DEMOUGEOT, *De l'unité à la division de l'Empire romain 395–410*, Paris 1951, 495 f. GILLET (2001), 159–165, hebt Ravennas Defizite gegenüber Rom hervor. Vgl. auch J. MARTIN, *Spätantike und Völkerwanderung*, München 1995³, 104; FLAIG (1997), 26.

23 Dies belegt etwa die Leichtigkeit, mit der revoltierende Soldaten 409 den Hafen besetzten und den Sturz einiger hochrangiger Generäle und Hofbeamter durchsetzten: Honorius hielt sich im Palast verborgen, erfüllte aus Furcht die Forderungen, und Jovius, der Prätorianerpräfekt Italiens, der wahrscheinlich hinter dem Aufruhr steckte, konnte in aller Ruhe seine Gegner beseitigen (Zos. V 47). Im Jahr darauf vertraute Honorius unverhofft aus Konstantinopel eingetroffenen Truppen sofort die Bewachung der Stadtmauern an; von den eigenen Soldaten fürchtete er nämlich Verrat (Soz. IX 8,6; Zos. VI 8,3). Aufschlußreich sind auch die wiederholten, offenbar bewaffneten Auseinandersetzungen, welche sich die Gefolgschaften Honorius’ und seiner Schwester Galla Placidia 422/23 lieferten, nachdem diese sich verfeindet hatten (Olymp. frg. 38;

Konstantinopel aber war es. Die rasante Entwicklung der Stadt übertraf wohl selbst die kühnsten Erwartungen ihres Gründers. Die Stadt war damals die dynamischste Metropole der Welt. Die Bevölkerungszahl hatte sich seit 326 vervielfacht, um die Mitte des fünften Jahrhunderts lebten wohl an die 200 000 Menschen am Bosphoros, überall wurde gebaut, gehandelt, versorgt, gelebt und von staatlicher Seite mit Mühe reguliert, um die Entwicklung der Metropole halbwegs in den Griff zu bekommen. Die obenerwähnten Unruhen erklären sich zu einem guten Teil aus dem enormen Wachstum und dem Zuzug immer neuer Menschen, die nun nicht mehr eigens angelockt werden mußten. Die dauernde Niederlassung des Hofes beschleunigte den Prozeß. Kaum etwas neutralisiert militärische Macht so sehr wie eine Großstadt mit lebendigem Leben, zahllosen Menschen und engen Gassen. Im frühen fünften Jahrhundert wurde die Stadt nach Westen erweitert, der neue Mauerring umschloß nun ein fast doppelt so großes Areal, wie es die durchaus großzügig gedachte Konstantinische Anlage getan hatte: über 14 Quadratkilometer.²⁴

Eine der bedeutendsten Baustellen war der Große Palast, der wie so vieles auf Konstantin zurückging, aber dauernd erweitert, umgebaut, renoviert wurde. Er lag im Herzen der Stadt, am Platz des Augustaions, wo die Mese, die wichtigste Magistrale der Hauptstadt, ihren Anfang nahm. Nördlich vom Augustaion und gegenüber dem Palast lag die Große Kirche, die später Hagia Sophia genannt wurde, östlich der Senat. An die Westseite des Palastes grenzte der Hippodrom; zur kaiserlichen Loge, dem Kathisma, bestand ein direkter Zugang. Das Palastareal erstreckte sich später bis zum Meeresufer. Die gewaltige Fläche wurde nicht von einem einzigen Palast bedeckt, sondern, wie schon die dauernden Arbeiten nahelegen, von einer Vielzahl von Gebäuden. Vom Großen Palast sind nur wenige archäologische Reste geblieben, und ein Rückschluß von den Angaben des *Zeremonienbuchs* aus dem zehnten Jahrhundert wäre trügerisch. Wir besitzen deshalb leider keinen Grundriß, wissen nicht einmal über die relative Lage der einzelnen Gebäude gut Bescheid, oft nicht einmal, zu welcher Zeit sie errichtet und genutzt wurden und welcher Funktion sie dienten. Dieser Große Palast, über den wir so wenig wissen, war der Ort, an dem der Kaiser meist lebte, an dem er oft betete, an dem er gegenüber den Eliten repräsentierte, an dem er regierte (auch ein Großteil der Verwaltung war im Palast untergebracht), an dem er Besucher empfing und an dem er von seinen Garden geschützt wurde. Kein anderes Monument Kon-

vgl. STEIN [1959], 275). Ich analysiere die Rolle der westlichen Heermeister ausführlicher im Abschnitt über den Untergang des Westens.

24 Eine ausgezeichnete Skizze der Entwicklung gibt BECK (1973), 7–12. Zur Bevölkerungszahl vgl. D. JACOBY, *La population de Constantinople à l'époque byzantine: un problème de démographie urbaine*, *Byzantion* 31 (1961), 102–109, und s. u. S. 295, zu den Mauern s. den Abschnitt über die Festung Konstantinopel.

stantinopels bezeugte derart eindrucksvoll die Macht des Kaisertums.²⁵ Wenn ich in diesem Buch vom Palast spreche, ist immer der Große Palast gemeint.

Daß ausgerechnet Konstantinopel zur dauernden Residenz wurde, hatte freilich weniger mit dem Ausbau des Palasts und der Stadt zu tun, auch nicht mit einem bewußten Rückgriff auf den Stadtgründer, sondern schlicht damit, daß Theodosius I. diese Stadt bevorzugt hatte. Arcadius war dort aufgewachsen, und die Verwaltung der östlichen Hälfte des Reiches war in Konstantinopel verblieben, auch als Theodosius selbst in den Westen gezogen war.²⁶ In dieser Perspektive hätte Antiocheia genauso Residenz werden können, aber man kann sich schlecht vorstellen, daß diese Stadt auf längere Zeit dazu getaugt hätte. Es fehlten, wie in Ravenna, die zivilen Institutionen, und Antiocheia war so peripher am Rande des Gesamtreiches gelegen, daß ein von dort beherrschtes Römerreich auf Dauer schwer zu erhalten gewesen wäre oder sich zumindest in eine ganz andere Richtung entwickelt hätte, als es tatsächlich der Fall war. Vor allem aber verfügten die Antiochener über ein ausgeprägtes städtisches Selbstbewußtsein, das nur wenig Toleranz für die Zumutungen des Untertanendaseins unter einem Herrscher erlaubte. Das antiochenische 'Wir'-Gefühl vertrug sich schlecht mit einer Hauptstadtfunktion, und es scheiterten alle Bemühungen der dort residierenden Kaiser, von Constantius II. über Julian bis zu Valens, die Bürgerschaft zum dauernden Vorteil des Herrschers zu polarisieren. Konstantinopel dagegen war von vornherein als Residenzstadt konzipiert worden, Paläste, Senat, Kirchen, Hippodrom, auch die einfacheren Viertel waren nur wegen der Anwesenheit eines Monarchen geschaffen worden. Daran hatte sich in den langen Jahrzehnten nach Konstantin, als die Augusti und Caesares meist nur auf der Durchreise waren, nichts geändert. Mit der dauernden Niederlassung des Kaisers gewann Konstantinopel seine *Raison d'être* zurück.

Die ständige Anwesenheit des Kaisers in Konstantinopel entsprang also nicht dem Geniestreich eines besonders weitsichtigen Kaisers oder eines seiner Berater, sondern einem biographischen Zufall, der freilich einer strukturellen Krise abhalf. Der Zufall wiederholte sich: Theodosius II. bestieg als gerade Siebenjähriger den Thron, also unter noch schlechteren Voraussetzungen als sein Vater, und er war ähnlich unkriegerisch wie dieser. Er hielt an Arcadius'

25 Gute Überblicke geben W. MÜLLER-WIENER, *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*, Tübingen 1977, 229–237, und R. JANIN, *Constantinople byzantine*, Paris 1964², 106–122. Zum Stand der Forschung vgl. J. BARDILL, *The Great Palace of the Byzantine Emperors and the Walker Trust Excavations*, *JRA* 12 (1999), 217–230; DENS., *Visualizing the Great Palace of the Byzantine Emperors at Constantinople*, in: F. A. Bauer (Hrsg.), *Visualisierungen von Herrschaft*, Istanbul 2006, 5–45; J. M. FEATHERSTONE, *The Great Palace as Reflected in the De Cerimoniis*, in: ebd., 47–61; ferner NOETHLICH (1998), 24–26; R. PFEILSCHIFTER, *The Great Palace at Constantinople Put into Context*, *JRA* 21 (2008), 727–733. Zum Augustaion vgl. BAUER (1996), 148–167.

26 Zu diesem wichtigen Punkt ERRINGTON (2006), 145.

Gewohnheit fest und verließ Konstantinopel und seine unmittelbare Umgebung kaum.²⁷ Wie selbstverständlich das bereits geworden war, zeigte sich nach dem Tod von Honorius 423. Theodosius regierte nun, wie zuletzt sein Großvater, als alleiniger Kaiser über das gesamte Reich. Dabei sollte es auch bleiben, an die Ernennung eines Augustus für den Westen dachte Theodosius nicht. Statt dessen sollte Honorius' letzter Heermeister Castinus als sein Vertreter in Ravenna wirken. Theodosius verkannte die Bedürfnisse der Menschen und die Schwie-

27 Zur Sommerfrische reiste der Kaiser nicht einmal mehr nach Kleinasien, wie noch Arcadius, sondern nur ins gerade 60 Kilometer entfernte Eudoxiupolis (Selymbria), an der Propontis gelegen (Mit Sicherheit ist diese Stadt gemeint [s. nur Socr. VII 36,17 und ACO II 3,2 p. 80 sowie den anschließenden Aufenthalt 416 im benachbarten Herakleia], nicht die Stadt in Pisidien, wie SEECK [1919], 26, und Geschichte des Untergangs der antiken Welt, Bd. 6, Stuttgart 1920/21, 88 f., 402, 407, meint): August/September 416 (Eudoxiupolis/Herakleia); August 420 (oder 409); August 423. 425 wollte Theodosius nach Italien reisen, machte aber, erkrankt, schon in Thessalonika halt (s. u. Anm. 28). Im Juni und Juli 426 hielt er sich im bithynischen Nikomedeia auf; wiederum also verließ er zur Sommerfrische die Propontis nicht. Im September 431 begab er sich über den Bosphoros, nach Chalkedon, um mit Bischofsdelegationen beider Seiten eine Klärung im Nestorianischen Streit herbeizuführen; durch die Auslagerung der Gespräche, die bis in den Oktober dauerten, sollte Aufruhr in der Stadt vermieden werden (vgl. M. G. GUILLÉN PÉREZ DE PLOCH, *Hombres de fe, hombres políticos*, Murcia 2001, 359 f., und s. u. S. 326). Im August 436 besuchte der Kaiser Apameia und Kyzikos an der asiatischen Küste der Propontis (Ich sehe keinen Grund, mit SEECK [1919], 365, zwei getrennte Reisen zu diesen Städten anzunehmen, insbesondere falls CROKE [1995], 82, mit seiner Vermutung recht hat, ein Erdbeben in der Region habe die Reise veranlaßt). Von Mai bis August 443 machte Theodosius, eines Gelübdes wegen, eine längere Reise ins südwestliche Kleinasien. Im Mai 449 hielt er sich in Alexandrianai und Therallon auf, zwei unidentifizierten Orten, wahrscheinlich zwei Residenzen in der Umgebung Konstantinopels. Kurz vor seinem Tod reiste er nach Ephesos (Mal. XIV 27). Schließlich: Zu einem unbekannten Zeitpunkt in den vierziger Jahren besuchte der Kaiser vermutlich das an der asiatischen Schwarzmeerküste gelegene Herakleia, etwa 200 Kilometer östlich des Bosphoros (Soz. praef. 13; vgl. Ch. ROUECHÉ, *Theodosius II, the Cities, and the Date of the 'Church History' of Sozomen*, JThS NS 37 [1986], 130–132). Zum Itinerar vgl. auch DAGRON (1984b), 85 f. Selbst bei großzügigster Rechnung ergeben sich nicht mehr als eineinhalb Jahre außerhalb der Stadt, bei einer Regierungszeit von 42 Jahren. Sicherlich ist von der einen oder anderen Sommerfrische keine Nachricht auf uns gekommen. Aber größere Reisen, die ihn von der Propontis wegführten, besaßen eine größere Chance, in der Überlieferung festgehalten zu werden, schon wegen des feierlichen *adventus* des Kaisers bei der Rückkehr nach Konstantinopel (beschrieben für 416 in Chron. Pasch. p. 574). Theodosius unternahm ganze vier! Angesichts dieses Befunds kann ich F. MILLAR, *A Greek Roman Empire*, Berkeley 2006, 9 mit Anm. 14, nicht darin zustimmen, daß die Gesetze, welche die Provinzialen zu Transportdiensten für den imperialen Troß verpflichteten (Cod. Iust. I 2,11; X 49,2; XII 50,21), bewiesen, daß kaiserliche Reisen regelmäßig stattfanden. Das Ideal sah eben noch lange anders aus als die Realität. Theodosius erließ 427 sogar Bestimmungen über Einquartierungen in der Stadt, für den Fall, daß er Konstantinopel verlasse und einen Feldzug führe (Cod. Theod. VII 8,14).

rigkeit der sachlichen Anforderungen. Von einem einzigen Punkt aus war die Mittelmeerwelt schon seit dem dritten Jahrhundert nicht mehr zu regieren gewesen. Selbst Alleinherrscher, die von einer Ecke des Imperiums in die andere eilten, hatten es nur mit Mühe vermocht, und selbst dann nur für kurze Zeit. Theodosius hätte das Reisekaisertum wiederaufnehmen müssen, verbunden mit einer Wiederaufwertung der Akzeptanzgruppe Militär. Nichts deutet darauf hin, daß er diese Option erwog. Die Stabilität der eigenen, bescheideneren Herrschaft genoß unbedingten Vorrang vor dem Vabanquespiel, in Person die Macht über den Mittelmeerraum auszuüben. Seine Stadt war Konstantinopel, aus Neigung und inzwischen wohl auch aus Notwendigkeit. Ging er allzulang nach Italien oder Gallien, um die dortigen Provinzen in die Hand zu bekommen, dann lief er Gefahr, unterdessen den Osten zu verlieren. Selbst als dann kam, was kommen mußte, und nach vier Monaten in Rom ein gewisser Johannes zum Kaiser proklamiert wurde, setzte Theodosius sich keineswegs an die Spitze seiner Armee und marschierte nach Italien. Vielmehr verabschiedete er sich ohne weiteres von der Illusion der Alleinherrschaft und suchte nur den Westen für seine Familie zu retten. Er ließ 424 seinen fünfjährigen Cousin Valentinian, den er bislang wohlweislich ignoriert hatte, in Thessalonika zum Caesar proklamieren (ohne sich selbst dorthin zu begeben), verlobte ihn mit seiner Tochter Eudoxia und schickte ihn mitsamt dessen Mutter Galla Placidia und einem ansehnlichen Heer nach Westen. Mit diesem Schritt beschränkte er sich und seine Nachfolger bis zu Justinian auf manchmal maßgeblichen, immer aber indirekten Einfluß im Westen.²⁸

28 Olymp. frg. 43,1; Philost. XII 13; Socr. VII 23,1–10; Hyd. s. a. 424. Zu den Ereignissen STEIN (1959), 282–285; J. B. BURY, *History of the Later Roman Empire from the Death of Theodosius I. to the Death of Justinian (A.D. 395 to A.D. 565)*, Bd. 1, London 1923, 221–224; S. I. OOST, *Galla Placidia Augusta*, Chicago u. a. 1968, 178–193; T. STICKLER, *Aetius*, München 2002, 27–35; G. ZECCHINI, *Aezio: L'ultima difesa dell'Occidente romano*, Roma 1983, 133–140. Socr. VII 24,4 f.; 25,22 berichtet, daß Theodosius nach dem Sieg über Johannes selbst nach Italien aufbrach, um Valentinian zum Augustus zu proklamieren, aber in Thessalonika wegen einer Erkrankung umkehren mußte; an seiner Stelle schickte er seinen *Magister officiorum* Helion. Sicherlich hätte er in Ravenna die Autorität Konstantinopels noch eindrucksvoller zur Geltung bringen können als sein Untergebener, nicht nur gegenüber den Einwohnern (wie Sokrates schreibt), sondern auch gegenüber Valentinian und Galla Placidia. Aber es ging sicher nicht darum, „die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen“ (SEECK [1913], VI 96). Dafür war es längst zu spät, die Erhebung Valentinians zum Augustus war unvermeidbar (und vom Heer offenbar ohnehin schon vollzogen worden: Prosp. chron. I p. 471 mit SEECK, VI 410). Ein allzu selbstherrliches Auftreten im Westen hätte nur Widerstände ausgelöst. Valentinian war ein unabhängiger Augustus, aber immerhin war Theodosius sein *auctor imperii*. Diese Strategie zahlte sich aus: Konstantinopel vermochte für einige Jahre bestimmenden und danach immer noch wesentlichen Einfluß auszuüben (s. u. S. 135 Anm. 32). Theodosius' Reiseplan stellt die östliche Parallele zu Honorius' (be-

Selbst in Ausnahmefällen blieb der Kaiser nach Möglichkeit in seiner Residenzstadt, nicht nur in militärischen, sondern auch in rein politischen. Das kommt deutlich in einer weiteren Begebenheit aus Theodosius' Regierung zum Ausdruck, die erneut mit dem Westen zu tun hatte. 437 bot der Kaiser an, die einst vereinbarte Hochzeit zwischen seiner Tochter und Valentinian III. auf halbem Wege, an der Grenze der beiden Machtbereiche zu feiern: in Thessalonika. Davon abgesehen, daß diese Stadt weit näher an Konstantinopel als an Ravenna und tief in Theodosius' Reich lag, ersparte Valentinian seinem Kollegen die Mühe und kam nach Konstantinopel. Das hatte Theodosius vermutlich von Anfang an als Ergebnis des höflichen Austauschs erwartet: Er hatte den deutlich jüngeren Valentinian zum Augustus erhoben und ihm seinen Thron erkämpft. Dieses Autoritätsgefälle hatte sich in den Äußerlichkeiten zu spiegeln.²⁹

Dem erbenlosen Theodosius folgte 450 Markian auf den Thron, ein erfahrener Soldat. Das sprach dafür, daß der neue Herrscher mit dem Usus seiner Vorgänger brechen und bald selbst Heere durchs Reich führen würde. Tatsächlich verweigerte er den Gesandten Attilas gleich den Tribut, den Theodosius zähneknirschend bezahlt hatte, und drohte den Hunnen mit einer ebenbürtigen Armee, sollten sie Krieg wollen. So verbrachte Markian die Feldzugssaison 451 in der Erwartung einer Invasion des Donauraums. Attila wandte sich freilich nach Gallien, erst im September griff er den Osten an. Seine Armee war klein, und es ist auch nicht klar, ob Attila selbst bei der Truppe war. Der Feldzug blieb jedenfalls ganz im Schatten der großen Auseinandersetzung auf den Katalaunischen Feldern. Markian aber brach tatsächlich auf den westlichen Balkan auf, und schon nach kurzer Zeit konnte er einen glücklichen Ausgang der Kampagne melden. Wie weit der Kaiser gekommen war und ob er den Feind überhaupt zu Gesicht bekommen hatte, bleibt freilich unsicher. Man würde eine ausführliche Würdigung der Quellen erwarten, sollte Markian eine Schlacht geschlagen haben. Das Schweigen spricht dafür, daß ein Unterfeldherr die Hunnen zurückschlug, oder diese zogen sich zurück, nach ausgiebiger Plünderung und auf die Nachricht hin, der Kaiser selbst sei mit einem starken Heer unterwegs. Eine Entscheidung hatte die Kampagne jedenfalls nicht gebracht, Markian erwartete mit Recht eine baldige Wiederaufnahme der Kämpfe. Doch dazu kam es nicht mehr: Attila sollte sich in der knappen ihm noch verbliebenen Lebenszeit nicht mehr gen Osten wenden.

Der Feldzug stellte jedoch nicht nur wegen seiner spärlichen Lorbeeren eine Enttäuschung dar. Er ließ sich auch schwer mit den innenpolitischen Pflichten des Kaisers vereinbaren. Markian wartete interessanterweise nicht in der Nähe

zeichnenderweise gescheiterter) Absicht im Jahr 408 dar, nach Konstantinopel zu eilen und seinen unmündigen Neffen (eben Theodosius) zu stützen (s. dazu u. S. 131).

29 Socr. VII 44. Vgl. PABST (1986), 125 f.

der Donau auf die Nachricht vom Kommen der Hunnen, sondern blieb zumindest bis Mitte Juli in Konstantinopel. Eine Verlegung des Reichsmittelpunktes etwa nach Naissus (das heutige Niš in Serbien) war offenbar nicht durchführbar. Außerdem hatte Markian für den 1. September ein Konzil ins bithynische Nikaia einberufen, an dem er unbedingt persönlich teilnehmen wollte. Wegen seines für jeden Tag zu erwartenden Aufbruchs in den Krieg mußte er die bereits versammelten Bischöfe jedoch vertrösten. Das lange Warten drohte die verworrene kirchenpolitische Situation weiter zu destabilisieren. Schließlich verlegte Markian das Konzil vom entlegenen Nikaia nach Chalkedon, also auf das der Hauptstadt fast gegenüberliegende Ufer, und am 22. September, schon auf dem Rückmarsch, kündigte er sein baldiges Erscheinen an.³⁰ Die große Nähe führte dann aber doch nicht zu einer hohen Präsenz: Markian nahm letztlich nur an einem von insgesamt dreizehn Sitzungstagen des Konzils teil, und dieser hatte eher zeremoniellen Charakter. Dafür gab es natürlich auch politische Gründe, vor allem den, daß der Kaiser den Eindruck vermeiden wollte, die Kirche in dogmatischen Fragen zu belehren; außerdem steuerten seine Amtsträger das Konzil ganz in seinem Sinne.³¹ Aber es ist schon auffällig, daß derselbe Herrscher, der eben noch die Versammlung um mehr als

30 Tributverweigerung 450: Prisc. frg. 20,1. Was wir über den Feldzug von 451 und die Komplikationen mit dem Konzil wissen, ruht fast ausschließlich auf den Briefen Markians an die Bischöfe: Einberufung und Hinweis auf eine mögliche Kampagne, 23. Mai: ACO II 1,1 p. 27 f. Brief Pulcherias über Unruhen in Nikaia, August oder Anfang September: 1,1 p. 29 (vgl. dazu T. E. GREGORY, *Vox populi*, Columbus 1979, 170 f.; zu den Ereignissen s. auch ACO II 1,2 p. 16, 29). Ankündigung seiner Verspätung, Ende August oder Anfang September: 3,1 p. 21. Verlegung nach Chalkedon und Bitte um Gebete für den Sieg, September: 1,1 p. 28 f. Am 22. September schließlich meldete Markian vom thrakischen Herakleia – etwa 90 Kilometer westlich von Konstantinopel – aus den militärischen Erfolg und kündigte seine Teilnahme am Konzil ebenso an wie seinen baldigen Wiederaufbruch in den Krieg (1,1 p. 30; 3,1 p. 23). Ob der Kaiser schon auf dem Rückmarsch war, als er den Brief schrieb, oder ob er gar nicht weiter gekommen war als bis Herakleia, geht aus dem Text nicht hervor. Theod. Lect. epit. 360 weiß lediglich von einem Aufenthalt des Kaisers in Thrakien, aber schon er schloß vielleicht nur aus der Ortsangabe in Markians Brief. Noch 452 forderte Attila erneut die Tribute und drohte mit einer Invasion: Prisc. frg. 23,1.3; Iord. Get. 225. Unser Wissen über Markians Kampagne ist denkbar spärlich, aber gerade deshalb verbietet sich die komplexe Hypothese von M. JANKOWIAK, *L'accession au trône de Marcien vue de l'Occident: une usurpation légalisée*, in: T. Derda / J. Urbanik / M. Węcowski (Hrsgg.), *Εὐεργεσίας χάριν*, Warsaw 2002, 110–125: Nicht Attila, sondern Valentinian III. habe Markian angegriffen, sei letztlich aber von Aetius gestoppt worden. Keine Quelle gibt einen belastbaren Hinweis auf ein solches Szenario.

31 Sitzung am 25. Oktober 451, auf der das vorher beschlossene Glaubensbekenntnis öffentlich verkündet wurde: ACO II 1,2 p. 130–141, 155–158 (= [teilweise] 2,2 p. 5–10 = 3,2 p. 138–156, 175–180). Markian selbst beteuerte in seiner Rede, er sei nur wegen der Stärkung des Glaubens hier, nicht um Druck auszuüben (2,2 p. 6 = 3,2 p. 150). Vgl. PRICE / GADDIS (2005), II 206–208; SEECK (1913), VI 273 f.

einen Monat verschleppt hatte, um ja nichts zu verpassen, nun kaum die kurze Überfahrt von Konstantinopel nach Chalkedon schaffte. So hatte die Hauptstadt ihren Kaiser wieder, und in Zukunft ging er ihr nicht mehr verloren: Markian sollte bis zu seinem Tod Konstantinopel und seine Umgebung nicht mehr verlassen. Warum war das so?

Durch die jahrzehntelange Gewohnheit unter Arcadius und Theodosius II. hatte sich manches in Bürokratie, Armeeführung und Instanzenzug geändert. Der größer gewordene Verwaltungsapparat brauchte sein festes Zentrum, der Regierungsstil war ein anderer geworden, kein Herrscher konnte ohne weiteres zum Reisekaisertum zurückkehren. Es war auch gar nicht mehr notwendig: Das Imperium ließ sich wieder, wie schon in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten, von einem einzigen Punkt aus regieren. Hier half natürlich der Umstand, daß das Reich gegenüber den Zeiten Augustus' und Trajans wesentlich geschrumpft war. Aber auch im Restreich mußte der Kaiser nicht mehr an jeder Grenze selbst nach dem Rechten sehen: Während des fünften und sechsten Jahrhunderts trat nie eine existentielle militärische Krise ein, das Heer erhielt gar keine Chance mehr, sich als der entscheidende Faktor des politischen Lebens zu profilieren. Die Neuerung hatte sich also bewährt, das Kaisertum überlebt.³² Darüber war auch das Herrschen selbst ein anderes geworden, und, was vielleicht das wichtigste ist: Der Kaiser war ohne die Stadt nicht mehr denkbar. Das Volk akklamierte einen neuen Kaiser mit den Worten: „Würdig der Herrschaft, würdig der Dreifaltigkeit, würdig der Stadt.“³³ Konstantinopel hatte den Herrscher, nach einer Formulierung Becks, seßhaft gemacht und domestiziert.³⁴ Die Residenzbindung des Kaisers war zum Kennzeichen eines neuen politischen Systems geworden, ja zu dessen wesentlicher Voraussetzung.

Für den Schutz, den die Großstadt Konstantinopel vor dem Militär bot, forderte sie nämlich vom Kaiser einen Preis: Er mußte sich mit den wesentlichen Interessengruppen der Metropole auseinandersetzen, mit Eliten, Volk und Geistlichkeit; diese gewannen zwangsläufig an Einfluß, je schwächer die Armee wurde, und sie taten es um so mehr, je näher sie dem Kaiser waren. Der Kaiser

32 Vgl. KÆGI (1981), 22: „The failure of any ambitious individual to overthrow Theodosius II during his long reign, even during his vulnerable youth, encouraged his successors to believe that it was not necessary to campaign, indeed, that it might be safer not to leave Constantinople for war.“

33 Const. Porph. caerim. I 92 (p. 424 Reiske); 93 (p. 430 Reiske): ἄξιε τῆς βασιλείας, ἄξιε τῆς τριάδος, ἄξιε τῆς πόλεως. Dieser Ruf wurde bei den Proklamationen Anastasios' 491 und Justins I. 518 erhoben.

34 BECK (1973), 8: „Man darf nicht vergessen, daß seit den Söhnen des Kaisers Theodosios die Stadt erst wirkliche und dauernde Residenz des Kaisers wird, daß die Stadt das alte Soldatenkaisertum gerade um diese Zeit seßhaft macht und domestiziert.“ DERS., Senat und Volk von Konstantinopel, München 1966, 18–21, hat die Bedürfnisse der Verwaltung und den Bedeutungsverlust der Armee als wesentlich für die Residenzbindung des Kaisers herausgearbeitet.

mußte sich also ab jetzt um die Akzeptanz gleich mehrerer soziopolitischer Gruppierungen bemühen, nicht nur um die einer einzigen, dafür übermächtigen. Diese entscheidende Transformation im politischen System hatte unter Arcadius begonnen, weiter und zu Ende geführt wurde sie von Theodosius II. Dieser bekam dank seiner langen Regierungszeit die Gelegenheit, die neue Art des Herrschens nicht nur selbst zu lernen und auszuprobieren, sondern sie derart unstrittig bei Zeitgenossen und Nachfolgern zu verankern, daß die Rückkehr zum Herrschaftssystem des vierten Jahrhunderts nicht nur unpraktisch, sondern schlicht undenkbar war.

Möglich war all dies aber nur im weitgehend christianisierten Imperium: Seine tiefe Frömmigkeit machte Theodosius zur zentralen öffentlichen Tugend, in einer Weise, wie es kein Kaiser zuvor auch nur annähernd getan hatte. Theodosius veranstaltete häufig Zirkusspiele und schaute zu, aber ohne ihnen zu verfallen, und bei Gelegenheit brach er sie ab, um mit dem Volk in die Kirche zu gehen. Er trat prunkvoll auf, wie die Untertanen es von ihrem Herrscher erwarteten, dann aber ging er barfuß in Prozessionen. Er beschenkte Kirchen, sammelte Reliquien, ehrte Kleriker und Heilige Männer. Er übertraf alle Geistlichen in Menschenfreundlichkeit und wurde seinem Bischof zum Maßstab sittlicher Tüchtigkeit. Er delegierte an seine Mitarbeiter und Angehörigen, gab den hervorragendsten Mitgliedern der Eliten Gelegenheit zur Erprobung ihres Ehrgeizes und ihres Könnens, denn er war von bescheidener, milder Art (außer er verdächtigte jemanden der Usurpation!). Und schließlich, hier am wichtigsten: Er übte sich regelmäßig in den Waffen, doch die Gebete des allerchristlichsten Kaisers genügten, seine Feinde zu vernichten, und deshalb mußte er nicht mehr selbst an die Front. Kein Kaiser nach Augustus regierte derart lange, und doch machte ihm in seinem Reichsteil kein Usurpator die Krone streitig. Theodosius II. war einer der erfolgreichsten Herrscher der Antike.³⁵

Von den nächsten Kaisern trat keiner mehr an die Spitze einer Armee. Markians Nachfolger Leon I. war ein hoher Offizier gewesen, aber als Herrscher verließ er nur einmal für längere Zeit Konstantinopel, und das nicht freiwillig: Nach dem verheerenden Stadtbrand vom September 464 residierte er für sechs Monate in Mamas, einer Vorstadt von Sykai jenseits des Goldenen

35 Socr. VII 22,2–21; 23,9–12; 41,7–43,7; Soz. praef. 3; 8 f.; 15 f.; 18; IX 1,2.6–8; Theod. hist. eccl. V 36 f.; NAU (1911), 173 f.; vita Petri Iber. p. 24 (= 33); Ioann. Ant. frg. 292; Mal. XIV 22; Chron. 1234 p. 141. Bei den drei synoptischen Kirchenhistorikern, die unter Theodosius schrieben, ist der panegyrische Charakter natürlich unübersehbar. Doch ihre Angaben entsprechen dem Bild, das andere Quellen zeichnen, und M. WALLRAFF, *Der Kirchenhistoriker Sokrates*, Göttingen 1997, 105–107, hat gezeigt, daß die von Sokrates gelobten Vorzüge tatsächlich vorhanden gewesen (bzw. erfolgreich behauptet worden) sein dürften. Vgl. auch H. LEPPIN, *Von Constantin dem Großen zu Theodosius II.*, Göttingen 1996, 132–139; TH. URBAINCZYK, *Socrates of Constantinople*, Ann Arbor 1997, 143–149.

Horns. Das Feuer hatte zwar nicht den Großen Palast beschädigt, aber weite Teile des Zentrums in Schutt und Asche gelegt. Eine Hofhaltung in der Stadt war unter diesen Umständen nicht mehr möglich, und der Kaiser zog sich gerade so weit zurück, wie es nötig war: Mamas war wohl keine drei Kilometer vom Goldenen Horn entfernt.³⁶

Kaiser Zenon mußte Konstantinopel aus einem noch triftigeren Grund verlassen: Im Januar 475 wurde er von Basiliskos gestürzt. Erst nach knapp 20 Monaten konnte Zenon zurückkehren. Doch während dieser Abwesenheit war er nicht länger Kaiser, Basiliskos wurde im ganzen Reich anerkannt. Nicht einmal Zenon selbst scheint sich noch als Herrscher betrachtet zu haben. Er wandte sich von Konstantinopel aus nach Kleinasien. Ein moderner Betrachter würde erwarten, daß der entthronte Herrscher versuchte, den Osten unter seiner Kontrolle zu halten und, gestützt insbesondere auf die Ressourcen Syriens und Ägyptens, einen Gegenschlag zu führen. Zenon tat nichts dergleichen. Statt dessen warf er sich in eine isaurische Gebirgsfestung und verteidigte dort für das nächste Jahr sein bloßes Überleben gegen Basiliskos' Generäle. Wir wissen von keinem Versuch, sich wenigstens durch Boten die Loyalität der Provinzen zu bewahren. Da die orientalischen Gebiete in finanzieller wie in militärischer Hinsicht hochbedeutsam waren, kann es nur einen plausiblen Grund dafür geben: Das Kaisertum war bereits untrennbar mit der Stadt verbunden. Wer Konstantinopel besaß, herrschte über das Reich. Das war die unbestrittene, ja nicht einmal mehr reflektierte Norm nicht bloß am Bosphoros, sondern auch in Thessalonika, in Ephesos, Antiocheia und Alexandria. Zenon wußte besser als wir, daß ein Versuch, sich als Kaiser in den Provinzen zu halten, keine Aussicht auf Erfolg haben würde. Mehr noch: Der Provinziale Zenon scheint diese Handlungsalternative nicht einmal erwogen zu haben, sie existierte nicht, weil auch für ihn nur Konstantinopel Haupt des Reiches und Sitz des Kaisers sein konnte.³⁷

125 Jahre später verhielt sich Kaiser Maurikios ganz ähnlich. Im November 602 mußte er aus dem aufrührerischen Konstantinopel fliehen, in dem sich bald Phokas, gestützt von der meuternden Balkanarmee, als sein Nachfolger etablieren sollte. Begleitet von seiner Familie und wenigen Vertrauten, landete Maurikios an der kleinasiatischen Küste an. Die Hauptstadt und der Balkan waren verloren. Aber Kleinasien, Syrien, Ägypten und Afrika standen ihm

36 Mal. XIV 43; Chron. Pasch. p. 598; vita Dan. 46; Patr. Const. III 159; zum Feuer s. Evagr. hist. II 13; Zon. XIV 1,14–19; Marcell. chron. II p. 88; Theod. Lect. epit. 394; Chron. Pasch. p. 595; vita Dan. 45; vita Marc. 31. Zum Datum WHITBY / WHITBY (1989), 87, 91.

37 Theoph. Conf. a. m. 5967 (p. 120); 5969 (p. 124); Mal. XV 2; 5; Theod. Lect. epit. 401; 412; Evagr. hist. III 3; 8. Erst als Zenon sich, nach dem Seitenwechsel seiner Belagerer, auf den Rückweg nach Konstantinopel machen konnte, schickte er eine Truppenabteilung zur Besetzung Antiocheias los.